

M
MOEWIG

TERRA UTOPISCHE ROMANE
Science Fiction

Nr. 82

SONDERBAND

**JOHN
BRUNNER**



**GEHEIMAGENTIN
DER ERDE**

(SECRET AGENT OF TERRA)

Ein Monster rettet einen Menschen -
und ein Mensch rettet eine Welt...

1.- DM

Osterreich S. 7.-
Schweiz Fr. 1.20
Italien Lire 200

Sonderpreis Berlin 70 Pfg.



Sonderband 82

JOHN BRUNNER

Geheimagentin der Erde



MOEWIG-VERLAG · MÜNCHEN

Originaltitel: SECRET AGENT OF TERRA
Aus dem Englischen übersetzt von C. Katschinski

Ein deutscher Erstdruck

Der Moewig-Verlag in München ist Mitglied der Selbstkontrolle deutscher Romanheft-Verlage
TERRA-Sonderbände erscheinen monatlich im Moewig-Verlag, München 2, Türken-Straße
24. Postscheckkonto München 139 68. Erhältlich bei allen Zeitschriftenhandlungen. – Preis
je Band 1, – DM. – Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hieronymus Mühlberger, Augsburg. –
Printed in Germany 1964. – Scan by Brrazo 05/2008 – Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 9
gültig. – Für die Herausgabe und Auslieferung In Österreich verantwortlich: Farago & Co.
Baden bei Wien. Dieser Band darf nicht in Leihbüchereien und Lesezirkeln geführt und
nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden.

1.

Der erste Frühlings-Neumond lag in diesem Jahre besonders früh. Die Straße durch die hügelige Landschaft war noch vereist. Abends, wenn die Kolonne halt machte, mußte man erst einmal an den Lagerfeuern Schnee schmelzen, um Trinkwasser zu erhalten. Doch alle Mitreisenden kannten Heron, der den Zug führte. Sie wußten, daß man sich auf ihn verlassen konnte. Und außerdem war jedem ein Extra-Verdienst sicher, der die Stadt Carrig noch vor dem Tag der Königsjagd erreichte. Denn die Leute dort waren in diesen Tagen der Schneeschmelze besonders gebefreudigt.

Am Nachmittag hatten sie die Außenbezirke von Carrig erreicht. Von den Stützpunkten auf den Hügeln waren die Wächter herabgestiegen, ver mummt gegen die Winterkälte, und hatten gleich angefangen, kleine Geschäfte abzuschließen. Die Reisenden kamen wieder in bessere Stimmung. Man wußte, daß die Banditen und Straßenräuber schon seit Menschengedenken einen großen Bogen um den Bezirk der City von Carrig machten, und so atmeten sie alle auf, die Kaufleute, die Treiber, die Mitfahrer, die Soldaten, die zu Fuß oder zu Pferde nach Carrig unterwegs waren.

Auch Heron, der Führer der kleinen Karawane, wurde noch leutseliger, als er ohnehin schon war. Er war ein großer, breitschultriger Mann mit einem stets lachenden Gesicht. Sie nannten ihn den „Händler“. Aber er hatte Konkurrenten, die ihn beneideten und wegen seines Erfolges haßten, wenn man ihm auch persönlich nicht böse sein konnte.

In jeder der vier Städte, zwischen denen er regelmäßig

hin- und herreiste, hatte er ein Haus und eine Frau. Doch nirgends konnte er Ruhe finden. Den letzten Winter zum Beispiel hatte er mit einer geschäftlichen Unternehmung jenseits der See verbracht, in die der Fluß von Carrig mündete.

Erst vor ein paar Wochen war er zurückgekommen, und nun saß er da auf seinem Pferd, den flachen Hut in den Nacken geschoben, und die zwei Umhänge, die er übereinandergelegt trug, flatterten um ihn herum.

Neben ihm ritten zwei Männer aus dem Südland, mit denen er sich unterwegs ein wenig angefreundet hatte. Fast bei jeder Karawane nach Carrig traf man ein paar Südländer. Die meisten waren Kaufleute oder Handwerker, die gehört hatten, daß ihre Fähigkeiten im Norden sehr gefragt waren. Und manche von ihnen waren auch Leute, die man zu fünf oder zehn Jahren Verbannung verurteilt hatte. Und schließlich kamen aus dem Süden auch Schausteller, die für die Sommersaison im Norden ein aufnahmebereites Publikum erhofften.

Heron hatte sich für die beiden Männer interessiert, die neben ihm ritten, weil sie zu keiner dieser Gruppen zu gehören schienen. Sie waren offenbar recht gebildet, benahmen sich wie Leute mit guter Erziehung. Reich konnten sie nicht sein, denn jeder von ihnen besaß nicht mehr als zwei Reittiere und ein Paket mit Kleidung und Reisevorräten, das abwechselnd mal dem einen, mal dem anderen Tier aufgeschnallt wurde. Beide waren ohne Angehörige unterwegs.

Sie hießen Belfeor und Pargetty, aber auch daraus konnte man nichts schließen, denn diese Namen waren im Sü-

den sehr häufig. Heron hatte sich im stillen gedacht, daß es sich vermutlich um zwei Söhne vornehmer Familien handelte, die unterwegs waren, um Abenteuer und Erfolg zu suchen.

Er interessierte sich sehr für die zwei jungen Leute. Denn in den Gesprächen abends am Lagerfeuer hatten sie mit einer skeptischen, vorurteilslosen Vernunft gesprochen, die in diesem abergläubischen Volk selten war. Sie hatten sogar den Göttern das Recht bestritten, die Lebewesen bei jedem Schritt zu leiten und zu lenken. Heron hoffte, die beiden nicht aus dem Auge zu verlieren, wenn sie in Carrig angekommen waren.

*

Die Stadt Carrig war wie ein Pilz aus dem Boden geschossen. Die ungewöhnlich günstige Lage förderte das Wachstum der City. Die Smoking Hills, die „Rauchenden Berge“, umfaßten die Stadt im Norden und gaben ihr Windschutz. Der Boden der näheren Umgebung, ursprünglich vulkanische Lava, die dann verwittert war, erwies sich als besonders fruchtbar, so daß die Stadt die erforderlichen Lebensmittel aus nächster Nähe beziehen konnte.

Einige Meilen vor den Stadtmauern strömte der große Fluß vorbei, der hier schon aus einem schäumenden Bergwasser zu einem breiten, friedlichen und schiffbaren Strom geworden war und sich weiter westlich in den Ozean ergoß. Der Fluß hatte viele Leute reich gemacht. Die Schiffbauer und die Fischhändler waren die besten Steuerzahler der Stadt, und der Handel mit Trockenfisch brachte im

Austausch das Frischgemüse und Obst herein, das die Bewohner von Carrig brauchten. Die Fischer und die Werftleute am Fluß hatten sich zusammengetan und die Ufer zuerst mit hölzernen Anlagen, später mit Kais aus Stein befestigt, und sie bezahlten Wächter, die ihre Werkhöfe gegen Diebe und Banditen schützten.

In den letzten Jahren waren auch die Städte im Südland größer geworden. Seit die Leute dort sich etwas freier bewegen konnten, war es üblich geworden, wenigstens einmal im Leben die Reise in den Norden zu machen, wo die großen Heiligtümer und die Orakel lagen. Deshalb waren die Reisegesellschaften auf der großen Nord-Süd-Straße auf mehr als tausend Leute angeschwollen, mit Fahrzeugen, Reit- und Tragtieren. Selbstverständlich mußten alle diese Pilger und Reisenden in der Stadt Carrig Station machen. Und ein kluger Bürgermeister hatte eine Brücke über den Strom erbauen lassen, die den Fremdenverkehr zwangsläufig über Carrig leitete, wenn man nicht den Fluß mühsam durch eine Furt überqueren wollte.

Die Heiligtümer im Norden hatten allerdings in der letzten Zeit an Anziehungskraft verloren. Neue Religionen waren aufgekommen und suchten, das Alte zu verdrängen. Heutzutage reiste nur noch jede vierte Gesellschaft über Carrig hinaus zu den Heiligtümern im Norden, und das waren dann meistens Leute, die irgendein Gelübde abgelegt hatten. Aber auch sie reisten immer nur im Sommer.

Die Berge schoben sich mit einem letzten Ausläufer bis an die Stadt heran. Auf dem die Stadt überragenden Felsen hatte man eine Zitadelle und einen Tempel erbaut. Die Zitadelle bestand aus grauem Sandstein, der Tempel aber aus

dem rosafarbenen Marmor, den man am Flußufer fand. Die meisten Häuser der Stadt jedoch waren aus Holz.

Und aus Holz war auch die Brücke. Man mußte anhalten und sich von den Zöllnern untersuchen lassen, und es durften stets nur zehn Personen auf einmal die Brücke beschreiten.

Heron hielt sein Reittier an. Das Pferd schnaufte und schnaubte, als ob es sich mit sich selber unterhalten wollte. Aus dem Wachhause kam ein Beamter, den Heron kannte. Ein Bote hatte die Brückenwache bereits vom Eintreffen der Reisegesellschaft auf dem Territorium von Carrig benachrichtigt. Jetzt wurde ein neuer Bote abgeschickt, der über die Brücke in Richtung Stadt davoneilte.

Die Abfertigung ging schnell vonstatten. Heron machte diese Reise nun seit mehr als zwölf Jahren viermal jährlich. Er beugte sich im Sattel vor und sprach den Chef der Beamten an:

„Verstehen Sie bitte, daß wir noch vor Sonnenuntergang Sir Bavis Knole sprechen müssen. Sonst würden wir gezwungen sein, die ganze Woche der Königsjagd ohne unsere Lizenzen abzuwarten. Würden Sie mir erlauben, mit diesen Herren bereits voranzureiten?“

„Aber gewiß“, sagte der Beamte höflich. „Wir werden uns auch mit der Inspektion der übrigen Traglasten beeilen, Trader.“

„Ich danke Ihnen herzlich“, sagte Heron und zog den Hut. Er winkte einem seiner Begleiter und gab ihm Anweisung, dem entgegenkommenden Beamten ein Geschenk zu überreichen. Dann wandte er sich an Belfeor und Pargetty.

„Aus religiösen Gründen ruht nämlich der ganze Ge-

schäftsbetrieb am Sonnenuntergang auf eine Woche“, erklärte er. „Wir müssen uns vorher noch unsere Zulassung und damit die Aufnahme als Bürger besorgen, sonst dürfen wir in dieser Zeit keine Geschäfte abschließen. Die Zulassung durch die Polizei haben wir bereits. Wir müssen nun schleunigst zur Zitadelle hinauf und um eine Audienz ersuchen. Wir würden große Verluste haben, wenn wir in der Woche der Königsjagd nicht handeln dürften.“

Belfeor, der dunkle Haare hatte und stämmig von Statur war, wechselte einen Blick mit seinem Gefährten. Sie nickten und ritten mit Heron voraus.

„Sie sprachen von religiösen Gründen“, sagte Belfeor nach einer Weile. Es kam Heron so vor, als ob ihm Pargetty einen warnenden Blick zuwarf, er konnte sich das aber nicht erklären. Belfeor fragte weiter: „Ist diese Königsjagd nicht eher eine politische Angelegenheit?“

„Hier in Carrig ist Politik und Religion dasselbe“, sagte Heron. „Die Leute hier haben wirklich seltsame Sitten.“

„Ich würde nie einen Menschen seltsam nennen, nur weil er andere Sitten hat“, meinte Belfeor.

Heron sah sich verwundert nach ihm um. Für einen Südländer machte dieser Belfeor überraschend kluge Bemerkungen. In Carrig würde überhaupt niemand auf so etwas kommen. Ja, dieser Belfeor und sein Kollege waren es schon wert, daß man sich um sie kümmerte. Heron sagte nachgiebig:

„Da haben Sie im Grunde recht. Sehen Sie, ich selbst bin Reisender und muß mich ja auch stets nach den Gebräuchen der Leute richten, die ich aufsuche.“

Sie näherten sich jetzt dem eigentlichen Stadtgebiet. Der

Ort besaß keine Stadtmauern. Früher, als noch die Banditen häufiger einbrachen, konnte die ganze Einwohnerschaft in der Zitadelle Schutz finden. Heute hätte man die Bevölkerung von Carrig nicht mehr in zwanzig Zitadellen unterbringen können, aber inzwischen waren auch die Banditen zurückgedrängt und wurden schon an den Grenzen, eine Tagereise entfernt, in Schach gehalten.

Man merkte sogleich, daß die Leute sich auf festliche Tage vorbereiteten. Über den Türen der Häuser und Geschäfte wurden die Wappen der verschiedenen Sippen angebracht. Das war nur in dieser Zeit erlaubt. Im allgemeinen durften nur solche Geschäftsleute öffentlich ein Wappen zeigen, die sich vertraglich verpflichtet hatten, ihre Waren nur an Angehörige einer bestimmten Sippe oder eines Stammes abzugeben. An Straßenecken und auf dem großen Marktplatz hatten Wetteinnehmer ihre Tische aufgeschlagen. Auf großen Tafeln dahinter waren mit Kreide die neuesten Wettkurse angeschrieben. In diesem Jahr schien ein Name alle anderen auszustechen: Saikmar, der Sohn von Corrie, aus dem Stamm Twywit.

Heron kannte die Königsjagd nun schon seit zwölf Jahren, aber er hatte noch nie eine solche Einstimmigkeit erlebt. An einigen Tafeln war bereits ein Kurs von tausend zu eins für Saikmar notiert, um weitere Wetter abzuschrecken.

„Sie schließen Wetten auf den Erfolg ihrer Turnierkämpfer ab?“ meinte Belfeor. „Das überrascht mich.“

„Ja, es gibt auch hier viele Leute, die das Wetten ablehnen“, erläuterte Heron. „Aber sie hatten die Zwischenregierung, und seither wird die Stadt vom Stamm der Parradil beherrscht, die als verwandt mit dem König gelten und an

der Jagd nicht teilnehmen dürfen. Manche sagen, man habe das Wetten erlaubt und gefördert, um das Ansehen der Rittergeschlechter in den Augen der breiten Masse herabzusetzen.“

„Das wäre möglich“, nickte Belfeor.

Am Eingang zur Zitadelle mußten sie ihre Pferde zurücklassen. Heron und seine Begleiter wurden nun von den übrigen Südländern eingeholt, die mit der Karawane reisten. Zu Fuß mußten sie nun den gewundenen Pfad zum Palast hinaufklimmen. Oben waren sie bereits angemeldet und wurden erwartet. Ängstlich blinzelten sie in die Sonne, die sich bereits dem Horizont zuneigte, und warteten, ob man sie noch vorlassen würde.

*

Sir Bavis Knole hätte diese Leute, die ihn ausgerechnet heute noch belästigten, am liebsten in den größten Krater der Smoking Hills werfen lassen. Aber es brachte kein Glück, wenn man unerledigte Geschäfte mit in ein neues Jahr hinüberschleppte, und wenn er auch schon seit 18 Jahren Bürgermeister von Carrig war, so war er doch kein König. Er war vielmehr ein Priester. Der König schlief unten in den warmen Räumen der Berghöhlen, wo man ihn morgen aufwecken würde.

Und so seufzte Sir Bavis Knole, strich sich über sein tonnenrundes Bäuchlein unter dem Priesterrock und ließ die lästigen Amtsgeschäfte mit ergebener Miene auf sich zukommen.

Da war zunächst die Angelegenheit der sechzig Bauern,

die ihr Dorf verlassen hatten, weil die Vulkanausbrüche des Frühjahrs stärker als sonst gewesen waren. Der ganze Audienzsaal stank nach dem Schwefeldampf, den sie in ihren Kleidern aus den Smoking Hills mitgebracht hatten, und sie sahen allesamt schmutzig und abgerissen aus. Das waren primitive, fast tierhafte Männer und Frauen, die nur eine gute Eigenschaft hatten: ihre Zähigkeit. Zwei oder drei dieser Familien waren in zehn Generationen zehnmal durch die glühende Lava der Vulkane vertrieben worden, und doch kehrten sie immer wieder in ihre Berge zurück, als ob diese qualmenden Krater sie hypnotisiert hätten.

Sir Bavis erledigte die Angelegenheit rasch.

Einen Mann wie Trader Heron konnte man jedoch nicht so mit der linken Hand abfertigen. Ganz wider Willen gestand Sir Bavis ihm fast eine Stunde Sprechzeit zu, und darüber hinaus verbrachten sie noch eine gute Weile beim Austausch von Gastgeschenken. Schließlich wurde den Reisenden, die Trader Heron geführt hatte, der Schutz der Stadt und damit das vorübergehende Bürgerrecht zugestanden. Die Amtsschreiber notierten die Namen der Reisenden und händigten jedem eine etwa handgroße Plakette aus weißem Porzellan aus, die als Personalausweis galt.

Unter den Antragstellern fielen Sir Bavis zwei Leute auf, die sich anders benahmen als die üblichen Handwerker, Schausteller und Abenteurer, die mit diesen Karawanen zu kommen pflegten. Sie standen nicht wie die anderen respektvoll an der Wand, während Heron verhandelte, sondern nahmen neben ihm Platz. Heron wies sie nicht zurück, und schon daraus war ersichtlich, daß auch er sie für Leute von Ansehen hielt.

Heron stellte sie nicht vor, aber das entsprach den Gepflogenheiten. Solange ihnen das Bürgerrecht nicht zugesprochen war, existierten sie praktisch gar nicht. Sir Bavis hörte aber genau zu, als sie dem Amtsschreiber ihre Namen angaben. Und er merkte sich – er wußte selbst nicht recht, warum – daß der Dunkle Belfeor und der Blonde Pargetty hieß.

Als sie sich zurückzogen, hatte Sir Bavis das sonderbare Gefühl, als ob Belfeor ihn nicht ansah, sondern in ihn hineinsah, als wolle er ihn durchschauen und ihm sein Geheimnis entreißen. Das war natürlich Unsinn ... aber Sir Bavis fühlte sich doch irgendwie beunruhigt.

Die großen Türen des Audienzsaales schwangen zu. Sofort begannen die Diener, Bänke und Tische für die große Versammlung des Abends hereinzutragen. Die Sitze wurden in Gruppen für die verschiedenen Stämme getrennt aufgestellt. Zugleich wechselten sie in den Ringen an den Wänden die abgebrannten Fackeln vom vorigen Abend gegen neue aus.

Sir Bavis blieb auf seinem großen Thron sitzen und rührte sich nicht.

Er dachte an morgen ...

Plötzlich verspürte er einen scharfen Schmerz in der Brust. Er konnte nicht genau sagen, wo es wehtat, und warum. Aber der Schmerz war so stark, daß er wie gelähmt dasaß. Er fühlte deutlich, wie sein Herz aussetzte. Um ihn herum war alles dunkel. Er kämpfte wie ein Ertrinkender, der wieder an die Luft will, und er überwand seinen Anfall, kam ächzend und keuchend wieder auf die Welt zurück.

Erschrocken sah er sich um. Niemand schien etwas be-

merkt zu haben. Äußerlich sah Sir Bavis aus wie immer – vielleicht im Moment etwas müde, abgespannt, mit tieferen Falten. Aber stark, gesund. Und doch hatte ein Gott soeben eingegriffen und ihm zur Warnung das Herz angehalten!

Seit 18 Jahren regierte Sir Bavis Knole, Oberhaupt des Parradil-Stammes, nun schon in der Stadt. In dieser ganzen Zeit war der König mit jedem Jahr größer, stärker und weiser geworden. Jetzt entdeckte Sir Bavis, daß er vielleicht manchmal im stillen gehofft hatte, es würde mit ihm auch so gehen. Aber das war ein gefährlicher Irrtum gewesen. Der Schatten des Todes war auf ihn gefallen und hatte ihm gezeigt, daß er unrecht gehabt hatte.

Ja, unrecht! Denn achtzehn Jahre lang hatte er geglaubt, sein Erfolg und seine anwachsende Macht seien sein Verdienst. O nein, sie waren nichts als ein Geschenk der Götter. Und nun ging es mit ihm bergab. Es hatte keinen Zweck, sich etwas vorzumachen.

Der Schmerz ließ nach, sein Herz schlug wieder regelmäßig. Aber die Warnung war eindeutig gewesen. Gut denn – in diesem Jahr würde er die Königsjagd als ein Gottesurteil laufen lassen, ohne sie zu beeinflussen und ohne sich einzumischen. In den 18 Jahren seiner Regierungszeit hatte es keiner fertig bekommen, den König zu besiegen und zu töten. Diesmal behaupteten sie alle, dieser Saikmar aus dem Stamm Twywit würde es schaffen. Sollte er! Sollten die Götter ihren Willen zeigen und dieser Maskerade endlich ein Ende machen!

Als Sir Bavis diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er, wie sein Kopf wieder klar wurde. Er erhob sich und schritt majestätisch aus dem Saal.

2.

Heron ritt langsam durch die belebten Straßen, und die Gäste aus dem Südland folgten ihm.

Am Marktplatz gab es allerdings ein großes Durcheinander. Die Ankömmlinge versuchten sich gleich auf die Verhältnisse einzustellen und liefen schon überall herum, während die Aufseher noch versuchten, erst einmal die Tragtiere in Gruppen aufzustellen. Die Treiber der Karawane schielten natürlich mit einem Auge schon nach den Gaststätten, in die sie möglichst bald verschwinden wollten, und die Reisenden hofften, Dienstmänner anwerben zu können, die während der Nacht bei ihrem Gepäck Wache hielten. Tatsächlich wurden ihnen auch schon von etlichen Einwohnern Angebote gemacht.

Außerdem wollten alle Händler in der Nähe des Marktplatzes übernachten, um am nächsten Morgen früh mit dem Verkauf beginnen zu können und sich die besten Plätze für ihre Stände zu sichern. Und so setzte ein Wettlauf um die nahe gelegenen Quartiere ein.

Es entstand ein solcher Wirbel, daß Heron abstieg und sich mitten ins Gedränge stürzte. Mit lauter Stimme, mit scharfen Befehlen und gelegentlich auch mit groben Worten brachte er etwas Ordnung in den Betrieb. Als er zu Belfeor und Pargetty zurückkehrte, sah er ganz zufrieden aus. Er meinte:

„So weit wären wir also, meine Herren. Was haben Sie jetzt vor?“

Belfeor zuckte die Schultern: „Weiter nichts, als eine Unterkunft für die Nacht zu suchen.“

„In der Nähe des Marktes werden Sie kein Glück mehr haben. Vor unserer Ankunft sind ja schon die ganzen Bauern aus der Umgebung eingetroffen, die morgen ihre Frühjahrsfrüchte anbieten wollen. Die Königsjagd ist hier der größte Rummel des Jahres. Aber ich besitze selbst ein Häuschen hier. Nicht groß, aber gemütlich. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, gemeinsam in einem Zimmer zu übernachten, sind Sie mir als Gäste willkommen.“

Heron merkte, daß Pargetty schon ablehnen wollte, aber Belfeor ließ ihn nicht zu Wort kommen und sagte:

„Das wäre allerdings wundervoll! Und wir sind so gern in Ihrer Gesellschaft gereist, daß wir die Bekanntschaft nicht früher als nötig beenden möchten. Ich hoffe, Sie denken ebenso.“

„Aber ...“, machte Pargetty.

Doch sein Kollege unterbrach ihn sofort: „Unsere Angelegenheiten hier werden dadurch nicht berührt. Machst du dir deshalb Kopfzerbrechen?“

Pargetty nickte stumm. Heron zog die Augenbrauen hoch. Sie hatten hier also doch eine „Angelegenheit“, diese beiden ungewöhnlichen Fremden, irgendwelche Geschäfte! Sie hatten unterwegs kein Wort davon gesagt. Heron hätte ganz gern gewußt, was sie wohl in Carrig wollten.

Belfeor blieb neben Heron, als sie den Markt verließen, und fragte:

„Was spielt sich denn nun im Programm dieser Königsjagd heute abend noch ab?“

„Wenn der Abendstern aufgeht, wird Sir Bavis die Festtage der Königsjagd für eröffnet erklären. Im Palast findet dann eine Versammlung der Stämme statt, und jeder

Stamm stellt seinen Kandidaten und Turnierkämpfer vor. Die Turnierritter werden dann offiziell zugelassen und müssen bis zum Morgengrauen Wache halten, während die Stämme im Audienzsaal ein großes Fest, feiern.

Morgen früh wird dann der König aufgeweckt. Sie wissen ja, daß man als König das stärkste Parradil bezeichnet, ein geflügeltes Tier. Es hat manchmal schon zwei Tage gedauert, bis man herausgefunden hatte, welche Höhle er sich für seinen Winterschlaf ausgesucht hatte, obwohl sie im allgemeinen schon vorher aufgesucht und bezeichnet wird. Dann beginnt drüben in den Smoking Hills der große Kampf. Die Kämpfer steigen in ihren Segelflugzeugen auf und versuchen, das Königs-Parradil zu erlegen. Der Kampf geht solange, bis der König getötet ist – oder alle seine Gegner. Der jetzige König hat das schon achtzehn Jahre lang überstanden. Ich habe mir sagen lassen, daß einige besonders gute Kämpfer drei Tage und Nächte mit ihm gestritten haben. Hinterher fand man sie, der Kandidat war tot und der König völlig erschöpft und eingeschlafen. Aber das liegt schon etliche Jahre zurück.“

„Und wenn jemand den König überwindet?“

„Dann ist derjenige ein Jahr an der Regierung. Zur Zeit herrscht das Sondergesetz eines Interregnums. Der Stamm Parradil regiert. Deshalb darf er selbst nicht gegen den König kämpfen, und die anderen Stämme kämpfen gemeinsam. Man hat diese Sonderregelung getroffen, weil der König im Laufe der Zeit alle geeigneten Bewerber seines eigenen Stammes getötet hat, und so führen die Parradils die Regierung sozusagen in Stellvertretung. Man sagt aber,

daß der König nach achtzehn Jahren stärker und mächtiger sein soll als jemals zuvor.“

„Wie sieht er aus?“ fragte Belfeor.

„Ich habe ihn nur von weitem gesehen“, sagte Heron, und mit einem Achselzucken setzte er hinzu: „Wenn es nicht unbedingt sein muß, bleibe ich lieber einen Tagesmarsch entfernt von diesem König.“

*

In seinem Hause ließ Heron sofort Diener kommen, die sich um seine beiden Gäste kümmern sollten. Er war recht überrascht, als die Diener zurückkamen. Er hatte sich gerade gewaschen und rasiert und sich umgezogen. Er fragte die Leute, was los sei. Sie erklärten ihm:

„Sir, Ihre Gäste haben einen kleinen Reisealtar aufgestellt, um für einen gesund überstandenen Reisetag Dank zu sagen. Sie haben uns hinausgeschickt.“

Heron hatte plötzlich ein Gefühl, als ob ihm eine kalte Hand den Rücken hinunterfuhr. Er schob die Diener beiseite und ging durch den Korridor zum Zimmer der Gäste hinüber. Ganz unwillkürlich trat er leise auf und bemühte sich, nirgends anzustoßen.

Er kümmerte sich nicht um die Diener, die ihm verwundert nachgingen, bückte sich und hielt das Auge an einen Spalt in der Wand. Das Zimmer hatte das Fenster auf der Westseite, das Abendlicht bestrahlte hell seine beiden Besucher. Er konnte den tragbaren Altar genau sehen, und er wußte auch recht gut, was er bedeutete. Er besaß selbst einen solchen Schrein.

Das war nichts anderes als ein Funkgerät für interstellare Verbindungen.

Er trat zurück und stellte sich mit dem Rücken an die gegenüberliegende Wand. Mit einem kurzen Befehl teilte er die Diener ein. Er hatte jetzt keine Zeit für Vorsichtsmaßnahmen. Er mußte handeln, und zwar sofort.

Er warf sich mit beinahe zweihundert Pfund Lebendgewicht gegen die Tür, und diesem Anprall hielt das Holz nicht stand. Die Tür flog auf, und Heron stand im Zimmer und starrte die überraschten Südländer an. Südländer? Zum Teufel mit ihnen. Kein Wunder, daß er sie nie so recht hatte klassifizieren können. Die waren doch nicht von diesem Planeten!

Die Galaxis-Sprache hatte er in letzter Zeit kaum noch gehört, nur noch bei den Vierteljahresberichten, die er regelmäßig abzustatten hatte, seit er hier stationiert war. Aber schließlich war es seine Muttersprache, und seine ganze Erregung lag in seiner Frage:

„Wer zum Henker seid ihr?“

Pargetty, der an den Knöpfen des Funkgerätes drehte, war wie vom Donner gerührt. Aber Belfeor schien mit diesem Moment seit Wochen gerechnet zu haben. Er ergriff einen Gegenstand, der neben dem Funkgerät lag. Eine Strahlpistole!

Mit einem blitzschnellen Schuß tötete er Heron. Die Diener hatten nur den Blitz gesehen. Sie schrien und ranneten um ihr Leben.

*

Sir Bavis stand in dem aus Stein gemauerten Raum, in dem ihn die Diener für die große Zeremonie ankleideten. Er ließ einen Harfenspieler kommen, um durch die Musik seine angespannten Nerven ein wenig zu beruhigen. Der Musiker fragte ihn, was er zu hören wünschte.

„Die Ballade vom Roten Sloin.“

Der Harfenspieler ließ sich auf einem Stuhl aus Elfenbein mit Samtbezug nieder und stimmte seine Saiten. Er schlug einen Akkord an, strich sein schwarzes Haar zurück und begann:

*„Ich sing die Ehre und das Glück
Die kamen auf Carrig-Stadt zurück,
Als die vom Stamme Parradil ...“*

„Halt!“ rief Sir Bavis. Und er rief es so scharf, daß die Diener sich beunruhigt ansahen. „Nicht das! Ich meine die alte Ballade!“ Seine Stimme zitterte vor Erregung.

Der Harfenspieler war fassungslos. Er stammelte:

„Aber die alte Ballade ist doch ...“

„Die alte, habe ich gesagt!“

Der Harfenspieler fing wieder von vorne an:

*„Ich sing die Ehre und das Glück,
Ein Fremder brachte sie, doch stark und mächtig ...“*

Sir Bavis hörte zu und empfand eine grimmige Genugtuung. Es war so, als ob er jetzt eine alte Rechnung mit seinen Göttern beglich.

Die „Ballade vom Roten Sloin“ war so alt, daß niemand

wußte, woher sie eigentlich stammte. In ihr wurde erzählt, wie die Zwischenregierung zustande gekommen war. Damals hatte es neun Stämme gegeben – heute gab es nur noch acht. Der Chef des neunten, des Stammes Graat, war ein Betrüger und Verräter gewesen, der überall unbeliebt war. Aber sein Sohn war ein ungewöhnlich geschickter Flieger und Kämpfer gewesen, und als der Frühling kam, waren sie alle sicher gewesen, daß er den König überwinden würde. Durch ihn würde sein Stamm zur Regierung kommen, und diese Leute würden die ganze Stadt an die Banditen verkaufen, die schon seit drei Sommern die Stadt beunruhigten.

Aber da war aus dem Süden der Rote Sloin gekommen, ein Fremder von ungewöhnlicher Stärke. Er hatte auf der großen Versammlung zu Beginn der Königsjagd gesprochen. Er gehörte zwar zu keinem anerkannten Stamm, aber man hatte ihn trotzdem zur Königsjagd zugelassen, schon deshalb, weil die anderen Anwärter ihm ohnehin keine Chance gaben.

Aber es war anders gekommen.

Die Königsjagd war ein Kampf, der sich hauptsächlich in der Luft abspielte. Die Parradile waren große, geflügelte Wesen, fliegenden Drachen ähnlich, die in den Höhlen der Smoking Hill-Berge hausten. Die Bewohner von Carrig und der Umgebung waren von Alters her Meister in der Kunst, sich in Segelflugzeugen über den heißen Kraterwinden der Smoking Hills in die Höhe zu schrauben. Monate lang trainierten die besten Flieger der Stämme für den Kampf. Wenn im Frühling das Königs-Parradil in seinem Unterschlupf aufgestöbert und aus dem Winterschlaf auf-

geweckt war, starteten sie in ihren Segelflugzeugen, um mit Armbrüsten gegen das Königs-Tier zu kämpfen. Man glaubte, daß die Kräfte dieses ungewöhnlich mächtigen Tieres auf den Besieger übergingen, der damit zum neuen Herrscher von Carrig erhoben wurde und seinen Einzug im Palast auf der Zitadelle hielt. Der Rote Sloin jedoch hatte sich selbst mit seinem Flugzeug auf das Königs-Parradil gestürzt und war zusammen mit ihm in einem Krater der Smoking Hills verschwunden.

Damit gab es keinen neuen Herrscher, und der Chef des Stammes Parradil – dieser Stamm führte die Flügeldrachen als Wappentier und versah mit den Priesterämtern die höchsten Stellen im Staat nach dem Herrscher – hatte sofort stellvertretend die Macht übernommen. Seine erste Tätigkeit war, den verräterischen Stamm Graat auszurotten. Anschließend vertrieb er die Banditen, und damit kehrte der Friede nach Carrig zurück.

Seit achtzehn Jahren regierte nun Sir Bavis, da inzwischen kein Bewerber das Königs-Parradil bezwungen hatte. Die Harfenspieler hatten die Ballade inzwischen verändert. Der Anteil des Roten Sloin an der entscheidenden Tat war in ihren Gesängen immer kleiner, der des Stammes Parradil immer größer geworden. Sicher hatte man damit Sir Bavis schmeicheln wollen. Aber er erinnerte sich noch genau an den ursprünglichen Text. Jetzt schien es ihm an der Zeit, ihn wiederherzustellen.

Der Harfenspieler war gerade bei den letzten Tönen des Nachspiels, als Ambrus, der Sohn von Sir Bavis, hereinstürmte.

„Meine Verehrung, Vater“, sagte er, wie es sich gehörte,

mit einer Verbeugung. Aber er wartete die übliche Antwort nicht ab. Er fragte: „Ich möchte wissen, ob das Notwendige jetzt geschehen soll oder erst morgen.“

„Was?“ fragte Sir Bavis hart und blickte den jungen Mann von oben bis unten an. Wenn er sich diesen Sohn mit seinen starken dunklen Augenbrauen, mit dem trotzigen Gesicht ohne die Züge einer feineren Intelligenz ansah, hatte er sich manchmal gefragt, ob seine Frau ihm immer treu gewesen war. Auch er selbst wirkte ja wie ein Fels in der Brandung, und doch hatte man ihm stets angesehen, daß seine entscheidenden Kräfte in seinem Verstand wohnten. Dieser Jüngling dagegen sah so aus, als ob er alles mit der Faust machen wollte. Nun, Sir Bavis mußte zugeben, daß die Veranlagung von einer Generation zur anderen stark wechseln konnte.

Ambrus verstand nicht. Er starrte den Vater an:

„Ich meine – das Notwendige, das getan werden muß! Du weißt doch, Vater ...“

Sir Bavis lehnte sich in seinem Armsessel zurück. Er sagte:

„Berichte mir, Ambrus, wer hat nach Meinung der Leute die besten Aussichten?“

Jetzt glaubte der Junge zu begreifen, sein Gesicht wurde heller. Natürlich! Er durfte nicht in Gegenwart der Diener davon reden! Es handelte sich um tödliche Geheimnisse, die nur einem Vornehmen anvertraut sein durften. Der Vater setzte noch hinzu:

„Sprechen die Leute zum Beispiel gut von Saikmar, Sohn von Corrie, vom Stamm Twywit?“

„Das tun sie!“ rief Ambrus mit geheuchelter Begeiste-

rung. „Sie sagen, er wäre der Geschickteste seit vierzig Jahren.“

„Dann werden wir vielleicht noch vor Ablauf der Woche einen anderen Stamm in dieser Festung regieren sehen“, sagte Sir Bavis gleichmütig. „Denn wenn das Volk ihn so hoch einschätzt ...“

Er brach ab, denn er spürte einen neuen stechenden Schmerz in der Brust. Zugleich beobachtete er, wie sich Ambras' Gesicht verzerrte. Er schloß die Augen.

Seit Jahren wurde nun schon am Vorabend der Königsjagd über diese gleiche Sache gesprochen. Es handelte sich um einen Krug aus Porzellan, der in einem Nebenraum verborgen und eingeschlossen stand. Der Krug enthielt einen Extrakt aus Kräutern und Chemikalien, von dem zwanzig Tropfen genügten, um den stärksten Mann um seine besten Kräfte zu bringen. Sechzehnmal hatte Sir Bavis den aussichtsreichsten Jagdfliegern einen Glückstrunk schicken lassen, der mit dieser Essenz vergiftet war. Aber diesmal hatte die Faust eines Gottes sein Herz gepackt, als er wieder daran dachte.

Er öffnete die Augen und sah sich im Kreise der Diener um. Er fragte rau: „Seid ihr fertig?“

Sie nickten ängstlich. Sie bemerkten, daß der Herr schlecht gelaunt aussah, und fragten sich, was sie falsch gemacht hätten. Sie verschwanden wie geprügelte Hunde. Sir Bavis stand auf und begann, vor seinem Sohn auf und ab zu schreiten. Er spürte, wie sein Herz weit kräftiger schlug. Ohne Ambrus anzusehen, sagte er:

„Wir werden Saikmar keinen Glückstrunk schicken.“

Ambrus machte einen halben Schritt vorwärts.

„Aber Vater, das ist ...“

„Schweig!“

Ambrus blieb wie versteinert stehen. Sir Bavis sagte, nach den passenden Worten suchend:

„Mein Sohn, ich bin vielleicht schuld daran, daß du die Götter etwas zu leicht nimmst. Oh, ich bekenne es ganz offen –, ich war in Versuchung, die Geschicke nach meinem Willen einzurichten, nicht nach dem Willen der Götter. Aber das war nichts als eine Selbsttäuschung. Was die Götter wollen, das tun sie, und die Menschen sind nur ihr Werkzeug dazu. Es ist uns jetzt lange Zeit gutgegangen. Aber das war nicht unser Verdienst. Sie, die Götter, haben es zugelassen, es war ihr Geschenk. Und nun ist diese Zeit zu Ende.

In diesen achtzehn Jahren, mein Sohn, ist dieser König über alle Maßen mächtig geworden. Vielleicht habe ich ihm dabei geholfen. Ohne mich und meine Glückstrünke, die ich alljährlich verschickte, lebte er schon längst nicht mehr. Aber nun ist es an der Zeit, daß wir mit unserer Einmischung aufhören. Er muß sein Schicksal jetzt selbst entscheiden, durch seine Kraft und seine Geschicklichkeit.“

Aber er sah sofort, daß seine Worte bei Ambrus nicht zündeten, er sah die Rebellion in den Augen seines Sohnes. Ambrus keuchte:

„Und ausgerechnet dieser weibische Saikmar soll den Stamm Parradil aus dem Palast verdrängen? Das ist doch unmöglich!“

„Wenn es so kommt, dann muß es eben so kommen“, sagte sein Vater dunkel.

„Aber es muß doch nicht!“ Ambrus stampfte mit dem Fuß auf. „Bei allen Teufeln! Warum muß ich ausgerechnet

im Stamm Parradil geboren sein, der bloß dann regieren darf, wenn die anderen nicht fähig dazu sind!“

„Du bist wahnsinnig!“ schnappte Sir Bavis. „Du bist machtneidisch! Ich schäme mich für dich. Es gibt viele Menschen, die bei ihrem Tode darum beten, in unserem Stamme wiedergeboren zu werden. Sie bitten die Götter um diese Ehre.“

„Du kannst das gut sagen, Vater“, widersprach Ambrus. „Aber ich sehe, wie du mir das hohe Amt raubst, das du ja schon achtzehn Jahre innegehabt hast.“

„Nach der Art, wie du dich benimmst, bist du dazu gar nicht würdig“, erwiderte Sir Bavis.

Für lange Sekunden war Ambrus sprachlos. Er kniff die Augen zusammen. Er stützte die geballte Faust auf den Tisch, neben dem er stand. Er beugte sich vor:

„Das sagst du! Aber wie soll ich das Gegenteil beweisen? Soll ich morgen aufsteigen und mit dem König kämpfen? Besser doch, ich bringe ihn um als dieser lächerliche Saikmar!“

Da aber kehrte die alte, überwältigende Kraft plötzlich in Sir Bavis zurück. Er stürzte auf Ambrus zu und schleuderte seinen Sohn auf den Rücken. Er hatte das nicht mehr getan, seit Ambrus zwölf Jahre alt gewesen war.

Er trat zurück.

„Geh!“ sagte er. „Du wirst deinen Mund reinigen, bevor du es wagst, ein Wort zu jemand zu sprechen. Geh und büße für deinen Frevel!“

Auf einmal schien Ambrus zu begreifen, was er getan hatte. Seine Wut schlug um in Todesangst. Er wagte keine Bewegung mehr gegen seinen Vater. Seine Lippen beweg-

ten sich, aber es kam kein Laut heraus. Wie ein Blinder wankte er zur Tür und verschwand.

Sir Bavis blieb allein. Er war tief bewegt. Daß sein Sohn es gewagt hatte zu sagen, er wolle gegen den König kämpfen –, er, selbst ein Mitglied des Stammes mit dem Königs- und Priesterzeichen! Wo sollte das hinführen?

*

Sir Bavis hatte einige Minuten sinnend dagestanden, als der oberste Hilfspriester eintrat, um ihm sein Zepter zu bringen und ihm zu sagen, daß der Sonnenuntergang bevorstand. Sir Bavis richtete sich auf und ergriff das Zepter. Er konnte nur hoffen, daß niemand die Worte seines Sohnes mitgehört hatte.

Er schritt die Wendeltreppe zur Plattform des Wachturmes hinauf. Von ferne hörte er das Gemurmel der Vornehmen, die schon zu der Versammlung eintrafen, die nach dem Brauch nach Sonnenuntergang zu beginnen hatte. Von seinem hohen Aussichtspunkt blickte er hinab und fand alles in Ordnung: Hilfspriester in ihren Roben, Diener, die Ratsherren, die Mitglieder seines eigenen Stammes, die das stolze Wappen der Priesterkaste trugen, ein stilisiertes, doppelflügeliges Parradil, das sie als ihren Vetter bezeichneten. Sie grüßten ihn mit einer steifen Verbeugung, als sie ihn erkannten.

Im Westen war der rote Kreis der Sonnenscheibe schon durch den Dunst und die Dämpfe von den Smoking Hills verzerrt, und ein sonderbarer Geruch kam von den Bergen ...

Nein! Dieser Brandgeruch mußte eine näher liegende Quelle haben. Er blickte über die Stadt hin und entdeckte eine kleine Rauchwolke, die von einem brennenden Hause stammen mußte. Zum Glück lag die Brandstelle nicht weit vom Fluß, so daß man wohl genügend Wasser zum Löschen bei der Hand haben würde. Das Haus selbst war freilich wohl nicht mehr zu retten, wenn man das Feuer nach der Größe der Rauchwolke beurteilte.

Sir Bavis rief einen jungen Diener herbei und zeigte hinunter: „Was siehst du da? Erkennen deine jungen Augen, wessen Haus dort brennt?“

Der Junge zögerte. „Ich würde sagen, das Haus von Trader Heron“, meinte er. „Aber in dem Rauch kann ich es nicht genau ausmachen.“

Gerade Heron? Sir Bavis schüttelte verwundert den Kopf. Sicher hatte ein Diener den Brand verursacht, denn Heron war ein vorsichtiger Mann.

Er hob den Kopf und sah, daß soeben der Abendstern wie ein Juwel von reinstem Wasser am Abendhimmel aufgetaucht war: Sofort hatte er alles andere vergessen. Er hob sein Zepter, deutete auf den Stern und sprach die zeremoniellen Worte:

„Morgen erlaubt es das Gesetz, den König zu töten!“

3.

Als Saikmar, Corries Sohn aus dem Stamm Twywit, den großen Audienzsaal betrat, war er wie in einem Traum. Er meinte, sein eigenes Blut in seinen Adern brausen zu hören, er sah seinen eigenen Bewegungen zu wie ein Trunke-

ner, dessen Körper gelähmt ist, während der Geist wach blieb. Aber bei ihm war es nicht Trunkenheit, sondern nur ein Zustand höchster Erregung.

Um ihn standen seine Mutter, sein Onkel, der seit dem Tode seines Vaters für ihn gesorgt hatte, seine Schwester, seine Vettern und Basen bis zum vierten und fünften Grad, und alle waren stolz auf ihn. Als er an ihnen vorbei zu seinem Sitz in der ersten Reihe ging, schlugen sie ihm auf die Schulter und riefen ihm ermutigende Worte zu. Aber er war nicht eitel. Er erlebte das alles nur halb. Zur anderen Hälfte war er schon draußen in den Smoking Hills, schoß mit seinem zerbrechlichen Segelflugzeug durch die Luftwirbel der Krater.

Er merkte, daß alle Augen auf ihn gerichtet waren, doch er kümmerte sich nicht darum. Er war so groß wie ein ausgewachsener Mann, aber ungewöhnlich schlank. Er sehe wie ein Vogel aus, sagten die Leute. Vor ein paar Jahren hätte noch kein Mensch an ihn als einen Königs-Kandidaten gedacht, denn er verbrachte seine Zeit mit Tanzen, Singen, mit Studium und indem er sich von seinen Genossen absonderte und auf hohe Bäume kletterte. Jetzt war er achtzehn. Er hatte seine Geschicklichkeit als Tänzer auf die empfindlichen Bewegungen des Segelflugzeugs übertragen, und die blitzschnellen Reaktionen seiner Nerven machten ihn zum Meister dieser Kunst.

Neben ihm nahmen seine Mutter und sein Onkel, Sir Malan Corrie, Oberhaupt des Stammes, Platz. Sir Malan hinkte infolge einer Beinverletzung ein wenig. Die Mutter wurde schon altersgrau, hielt sich jedoch wie eine Königin.

Nun erschien Sir Bavis, umringt von seinen Hilfsprie-

stern und Dienern, im Glanz seiner prunkvollen Kleidung. Saikmar blickte in sein bärtiges Gesicht. Konnte es wahr sein, daß das Oberhaupt des vornehmsten Stammes jahrelang die Königsjäger betäubt hatte, wie manche Leute behaupteten? Nein, das war unglaublich. Diese Stimme, die wie eine Glocke klang, rief nun in den alten Sprüchen der Zeremonie die Götter an.

Danach wurden die Kämpfer gegen den König aufgerufen. Saikmar fühlte, wie ihm das Herz im Halse schlug. Als er aufstand, um dem Amtsschreiber seinen Namen anzusagen, sah er sich nach dem nächsten seiner Rivalen um. Natürlich waren die Kämpfer schon vor Wochen bestimmt worden. Es war eine Formsache, daß die Benennung jetzt vor den Amtsschreibern wiederholt werden mußte.

Nach den Überlieferungen war das Zeremoniell in früheren Zeiten weniger streng gewesen. Die Kämpfer brauchten damals nicht einem der vornehmen Stämme anzugehören, man hatte sogar Kandidaten zugelassen, die gar nicht aus Carrig stammten. Red Sloin, von dem die Ballade erzählte, war der berühmteste von ihnen.

Als Saikmar seine Meldung abgab, bemühte er sich, möglichst tief zu sprechen, da er eine knabenhaft hohe Stimme hatte. Gleich darauf vergaß er wieder die ganze Umwelt und dachte an den kommenden Kampf.

Erst als die Nennung der Kandidaten vorüber war, wurde er auf eine unerwartete Weise in die Wirklichkeit zurückgerufen. Niemand hatte darauf geachtet, daß die große Eingangstür des Saales sich öffnete, man nahm an, daß Diener zum Anzünden der Fackeln hereinkamen. Plötzlich ließ sich aus einer dunklen Ecke eine Baßstimme vernehmen:

„Auch ich melde mich! Ich wünsche, morgen gegen den König zu kämpfen!“

Alle Köpfe drehten sich herum, und Sir Bavis war vielleicht der verblüffteste von allen. Der Sprecher trat vor, ein Mann von untersetzter Statur und mit schwarzen Augenbrauen. Er trug die Kleidung der Südländer mit dem losen, vom Gürtel zusammengerafften Hemd und weiten Hosen. Er schob die Daumen in seinen Gürtel und stand furchtlos vor dem Herrscher.

Einen Moment herrschte lähmendes Schweigen, dann brachen die unwilligen Stimmen alle auf einmal los. Sir Bavis mußte eine Trompete blasen lassen, um sich Gehör zu verschaffen.

„Wer sind Sie? Woher kommen Sie?“

„Mein Name ist Belfeor“, sagte der Fremde laut. „Ich komme aus dem Süden. Niemand soll sagen, ich hätte kein Recht, gegen den König zu kämpfen. Der Rote Sloin durfte es auch, und es gibt noch andere.“

Belfeor hatte in den letzten anderthalb Stunden genug an Zwischenfällen erlebt, aber diesmal spürte er mit Befriedigung, daß er Eindruck machte. Es war wirklich ein unglaubliches Pech gewesen, ausgerechnet mit einem Galaxis-Agenten zusammenzustoßen, und noch dazu in dessen eigenem Hause! Wahrscheinlich gab es kaum ein halbes Dutzend solcher Agenten auf dem ganzen Planeten.

Aber sie waren noch ganz gut davongekommen. Pargetty war nahe daran gewesen, die Nerven zu verlieren, und auch er selbst hatte eine böse Sekunde gehabt, als dieser Heron hereinstürmte und offenbar sofort erkannte, daß sie nicht von diesem Planeten stammten. Immerhin hatte er sie nicht

früher durchschaut, und das bedeutete, daß ihre Verkleidung gut war. Und er hatte keine Möglichkeit gehabt, ihre Anwesenheit weiterzumelden.

Alles war also noch nicht verloren, wenn sie schnell handelten. Sie bauten das Funkgerät ab und rannten aus dem Zimmer.

„Das Haus verbrennen!“ rief Belfeor. „Sie werden glauben, den Dienern ist ein Unglück geschehen – wenigstens bis morgen, und dann sind wir schon an der Macht.“

Pargetty war leichenblaß, nickte aber und zog seine eigene Strahlpistole unter dem Hemd hervor. Sie liefen auf die Straße, und nach ein paar Schüssen durch die Fenster brannte das Haus.

„Das Holz ist knochentrocken, es brennt wie Zunder“, sagte Belfeor grimmig. „Das wird sie eine Weile beschäftigen. Inzwischen müssen wir in der Stadt untertauchen.“

„Wann geht diese Versammlung in der Zitadelle los?“ fragte Pargetty.

„Offenbar, wenn der Abendstern herauskommt. Das muß nach dem hiesigen System um zwei sein. Zum Teufel mit diesem Heron! Ich wollte mir vom Schiff die genaue Zeit durchgeben lassen.“

„Ob sie auf dem Schiff merken, daß etwas schiefgegangen ist?“

„Selbstverständlich! Als erstes müssen wir ein Versteck finden, wo wir das Gerät wieder in Betrieb setzen und den Zwischenfall berichten können. Aber erkläre ihnen, daß kein Grund zur Beunruhigung vorliegt. Die Aktion geht genau nach Plan weiter, Heron kann niemand alarmiert haben. Er hat seine Karawane als Tarnung für seine Rundrei-

sen benutzt, kann daher nicht ständiger Agent in Carrig sein. Wir haben Monate Zeit, bis die Meldung von seinem Tode einen anderen Agenten auf dem Planeten erreichen kann.“

Pargetty bemerkte zweifelnd:

„Ich wünschte, wir wären nicht so einfach hereingefallen.“

„Damit mußten wir rechnen. Und jetzt an die Arbeit. Wir werden uns abends nicht sehen, denn wenn sie mich als Kandidaten annehmen, muß ich ja die Nachtwache und den ganzen restlichen Zirkus mitmachen. Du bist auf dich selber angewiesen. Ich nehme Verbindung auf, sobald ich diesen König getötet habe. Keine übereilten Aktionen!“

Von da an hatte er nur noch das Problem vor sich gehabt, in die Zitadelle hineinzukommen, und das war ihm mit einer so fadenscheinigen Lüge geglückt, daß er es selbst kaum glauben konnte. Er hatte der Torwache einfach eine kleine südländische Medaille gezeigt und ihnen gesagt, das sei ein Amulett, das er Saikmar schenken wolle. Schon war er drinnen. Offenbar hatten auch die Wachen hoch auf Saikmar gewettet und wünschten ihm das Beste.

Wenn nun seine Anspielung auf den Roten Sloin auch so einschlug – und dabei wußte er nicht einmal, wer dieser Rote Sloin jemals gewesen sein mochte – dann würde er sein großes Spiel gewinnen!

*

Inzwischen starrte Saikmar fassungslos den Eindringling an. Der sah nach seinen Begriffen alt aus! Jedenfalls alt für einen Königskämpfer. Obendrein noch körperlich schwer

und klobig. Man konnte sich kaum vorstellen, wie ein solcher Mann ein Segelflugzeug in den Smoking Hills lenken wollte. Wenn er es nicht machen wollte wie der Rote Slein, der sich zusammen mit dem König in den Krater gestürzt hatte – wie konnte er hoffen, den König zu besiegen? Saikmar gab sich selbst nur eine kleine Chance, und er hatte seit seinem fünfzehnten Lebensjahr fast täglich trainiert.

Dabei sah dieser Belfeor gar nicht wie ein Mann aus, der zum Tode bereit war.

Hinter Saikmar war Lärm. Luchan, sein Vorgänger vom vorigen Jahr, der nach einem Flügelschlag des Königs abgestürzt war und seither nur ein Bein und ein Auge besaß, deutete erregt auf Sir Bavis.

„Dahinter stecken Sie!“ rief er. „Das ist ein Trick von Ihnen, um die Macht in den Händen zu behalten!“

Wieder lärmten überall die Stimmen. Auch bei den anderen Stämmen erhoben sich Ankläger, Beleidigungen wurden laut. Plötzlich konnte Saikmar es nicht länger aushalten.

Er war der Champion unter den Kandidaten, und dies beschämende Schauspiel drückte ihm das Herz ab. Er rief stürmisch:

„Habt ihr alle den Verstand verloren? Seht euch doch diesen Belfeor an! Wie kann der einen Segler fliegen? Was kann der gegen den König ausrichten?“

Es wurde still. Alle blickten Belfeor abwägend an.

„Würdet ihr an Stelle von Sir Bavis einen solchen Mann aussuchen, wenn ihr damit einen besonderen Plan verfolgt? Ich habe keine Ahnung, was ihn hierhertreibt. Offenbar hat er von der ganzen Sache keine Ahnung und sucht nur

durch ein Abenteuer zur Macht zu kommen. Laßt ihn doch! Und wenn er sich mit dem Roten Sloin vergleicht – soll er! Wenn er wirklich so gut ist, muß er es beweisen, wenn nicht, dann wird er nicht lange leben. Warum sollen wir ihn hindern, sich das Genick zu brechen, wenn er durchaus will?“

Schweratmend setzte sich Saikmar. Er wunderte sich über sich selbst. Seine Mutter flüsterte ihm ein paar anerkennende Worte ins Ohr. Von links rief eine Stimme:

„Aber das ist gegen die Sitten!“

Sir Bavis schien sich gefaßt zu haben und sprach mit der gewohnten Autorität:

„Es ist vielleicht gegen die Gewohnheiten, aber nicht gegen das Gesetz. Saikmar, Corries Sohn, hat wahr gesprochen. Ich habe diesen Belfeor bereits gesehen, als er mit Heron hierherkam, um sich das Bürgerrecht geben zu lassen. Darüber hinaus kenne ich ihn nicht und weiß nichts von ihm.“

Bisher hatte sich Belfeor in die Debatte nicht eingemischt. Er stand in der gleichen herausfordernden Haltung da, die Daumen in den Gürtel gehakt. Jetzt rief er:

„Ich bin also zugelassen?“

Sir Bavis antwortete:

„Es ist gegen meinen Willen, gegen den Willen von uns allen. Aber es muß so geschehen, und deshalb sind Sie angenommen.“

„In Ordnung“, sagte Belfeor und wandte sich mit einem Grinsen an die Umstehenden: „Ich bin übrigens keiner, der sein Leben so leichtsinnig aufs Spiel setzt. In ein, zwei Tagen werden wir sehen, wer hier zuletzt lacht.“

4.

Das war nicht bloß ein Verrückter, sondern obendrein auch noch ein Ungläubiger! Eine Chance konnte er nicht haben. Saikmar saß Stunden später in der dunklen Seitenkapelle des Tempels und dachte immer noch über Belfeors Worte nach. Es gehörte zum Brauch, daß die Kandidaten in der letzten Nacht im Tempel Wache hielten, wo die Symbole ihrer Stämme und die Statuen der Schutzgötter standen.

Belfeor gehörte zu keinem Stamm. Im Tempel hatte er zu den Priestern laut gesagt: „Ist mir ganz gleich, wo ich sitze. Hauptsache, es ist halbwegs bequem.“

Aus seinem steinernen Sessel blickte Saikmar auf die Götterbilder. Wenn Belfeor bei der Königsjagd umkam, so war das der Lohn für sein Benehmen im Tempel. Doch wenn er nicht umkam ... wo war dann die Gerechtigkeit der Götter?

Er schob diesen ketzerischen Gedanken von sich. Er versuchte sich darauf zu konzentrieren, über das Symbol seines Stammes und die Götter nachzudenken. Doch Gedanken lassen sich nicht einfach beiseite schieben, wenn sie einmal aufgetaucht sind.

Er erschauerte. Es lag nicht nur an der Grabeskühle des dunklen, schweigsamen Tempels.

Woher kamen die Götter? Woher kamen die verehrten Stammeszeichen? Woher kamen die großen Tiere, die draußen lebten und von denen jedes von einem Stamm zum Totem und Wahrzeichen erwählt worden war, das Parradil als höchstes von allen?

Auch das Graat war einmal ein mächtiges, ja ein gewaltiges Tier draußen in der Landschaft gewesen. Es hatte dem Parradil sogar den Rang streitig gemacht. Aber die Graats waren vernichtet worden. Und auch der Stamm Graat war untergegangen.

Es gab also plötzlich Veränderung in der angestammten Ordnung der Götter?

Und wenn auch nun wieder eine solche Veränderung der althergebrachten Ordnung eintrat? War das auch dann der Wille der Götter?

Oder ...?

Saikmar wagte nicht weiter zu denken. Und doch liefen seine Ideen weiter:

Angenommen, dieser Belfeor tötet den König. Dann ist er der Herrscher. Aber was will er dann machen? Er hat doch gar keinen Stamm? Wird er dann versuchen, von einem anerkannten Stamm adoptiert zu werden? Oder würde er sich bemühen, einen ganz neuen Stamm zu gründen? Und wenn – was für ein Tier wollte er sich dann als Symbol wählen?

Saikmar war wütend über sich selber, daß er sich in solche Gedanken verstieg. Es war einfach lächerlich, über einen Erfolg dieses Belfeor überhaupt nachzudenken. Und doch nagte etwas in ihm. Er hatte jahrelang die Bräuche, die Gesetze, das Herkommen studiert. Er merkte jetzt, daß er noch nicht genug gelernt hatte. Er wußte nichts über die großen Umbrüche, die sich in der Vergangenheit schon abgespielt hatten, er mußte sich nun ausmalen, was bei einem solchen Umbruch geschehen könnte. Er wurde damit nicht fertig, und das spürte er auch selbst.

So vergingen die Stunden. Aber von welcher Seite er es auch ansah, es blieb immer die gleiche Frage: so und nicht anders war der Brauch von Carrig. Dafür starben in jedem Jahr die besten Männer. Da konnte man doch nicht zulassen, daß einfach ein Fremdling wie zum Beispiel Belfeor hereinkam und ihnen allen den Gewinn von jahrelangen Mühen wegnahm!

Er dachte wieder an seine Götter. Und er flehte sie an, die Waffen dieses Belfeor unwirksam zu machen.

*

Jeder Stamm hatte seinen eigenen Abflugplatz für die Segelflugzeuge, der von den Jungen des Stammes bewacht wurde. Der Startplatz des Stammes Twywit lag am nächsten an der Stadt. Aber es wurde Mittag, und das Startzeichen war immer noch nicht gegeben. Saikmar saß in seinem zerbrechlichen Flugzeug. Lunchan fragte ihn:

„Hast du Angst?“

Lunchan durfte sein letzter Begleiter sein, weil er selbst schon einmal an der Königsjagd teilgenommen hatte. Er hatte dabei einen Arm und ein Bein verloren. Saikmar hätte ihn in diesen Minuten vor dem Start allerdings zu allen Teufeln gewünscht.

„Ein bißchen“, murmelte er.

„Du hast doch nichts von Sir Bavis getrunken? Keinen Glückstrunk?“

„Nichts. Warum?“

„Ich, ja, ich habe seinen Glückstrunk getrunken“, sagte

Lunchan mit einem seltsamen Lächeln, „das war mein Fehler. Aber das spielt jetzt keine Rolle. Woran denkst du?“

„An diesen Fremden – Belfeor“, gestand Saikmar. „Es ist sonderbar, ich muß immer an ihn denken.“

In diesem Moment hörten sie einen schrillen Schrei vom Beobachter ihres Stammes.

„Die gelbe Flagge ist da! Sie haben den König gefunden!“

Sofort erfüllte wildes Geschrei den Startplatz. Saikmar fühlte, wie ihm sein Onkel auf die Schulter schlug. Die Diener ließen die Bremsklötze los, andere Diener warfen sich mit aller Kraft in die Winden. Das Segelflugzeug hob sich vom Boden, schnellte empor. Saikmar zückte sein Messer, um sich im richtigen Moment vom Schlepptau abzuschneiden. Er umfaßte den Steuerknüppel und brachte ihn in die richtige Lage, probierte seine Ruder aus, um richtig zu liegen, wenn der erste Aufwind von den heißen Bergen ihn erfaßte.

„Da kommt er!“ schrie ein Turmwächter.

Saikmar hörte es noch – und dann war er allein.

*

Im nächsten Moment drehten sich alle Köpfe zum König hinauf. Saikmar war vielleicht der einzige, der ihn nicht sehen konnte. Er hatte seinen Segler gerade in einer scharfen Linkskurve und mußte scharf aufpassen, daß er nicht abrutschte, sondern in den Aufwind der nächsten warmen Vulkan-Luftwelle der Smoking Hills kam.

Ja, er kannte hier jeden Krater, jede Luftströmung. Und

doch war es jedesmal ein Spiel um Tod und Leben, um hundert Meter höher aufzusteigen.

Aber nun kam er in seiner Steilkurve im Luftschlauch des Kraters herum, und da sah er den König! Da flog er mit gewaltigem Flügelschlag. Er leuchtete in Schwarz, Blau und Gold, er glitzerte im Sonnenlicht ... niemals seit Menschengedenken war der König solange unbesiegt geblieben. Und niemals war er so riesengroß geworden.

Nun sah Saikmar zum ersten Male die wahren Ausmaße dieses riesigen Geschöpfes. Der Anblick erschreckte ihn so, daß er um ein Haar abgestürzt wäre.

Von den Schultern bis zum Schwanz war das Königs-Parradil fast zehn Meter lang, fünfmal die Größe eines großen Mannes. Hals und Schwanz waren zusammen noch einmal so lang. Der Kopf war im Verhältnis zu dieser ungeheuren Körperlänge verhältnismäßig klein, aber er sah außerordentlich klug aus und drehte sich nach allen Seiten, um die Segelflugzeuge zu erkennen, die inzwischen von allen Startplätzen aufgestiegen waren.

Auf einmal öffnete das Königs-Parradil seinen riesigen Schnabel, man sah seinen roten Rachen. Und als er jetzt seine Flügel ganz entfaltete, hatten sie vielleicht zwanzig Meter Spannweite. In diesem Zustand sah ihn Saikmar über einem Vulkan senkrecht emporsteigen.

Viele Beobachter meinten, das sei ein Trick, den das Parradil von den Segelfliegern erlernt habe.

Saikmar kannte dieses Gerede, er glaubte nicht daran. Trotzdem hatte er sich darauf vorbereitet. Er schraubte sich sofort in eine überlegene Höhe hinauf.

Aber der König, der eben noch im senkrechten Steigflug

war, flatterte plötzlich kläglich, als wollte er erst einmal die Müdigkeit des Winterschlafs abschütteln.

Saikmar atmete auf. Wenn der König nicht höher hinauf konnte – er konnte noch! Er setzte zu einem neuen Kreis an und nahm sich vor, sich inzwischen nach der Stellung seiner Konkurrenten umzusehen.

Er erkannte sie alle, denn jeder Segler hatte andere Farben. Sein eigener war braun, die anderen grün, blutrot, gestreift ... jeder in den Farben seines Stammes. Und einer war weiß.

Weiß?

Es konnte keinen geben, der weiß war!

Und ehe er noch denken konnte, geschah es. Es war kein Segelflugzeug, was so weiß leuchtete, es war ein Blitz. Doch dieser Blitz züngelte vom Boden zum Himmel hinauf. Unmittelbar vor der Nase des Königs wurde der Blitz rosa, irgend etwas flog wie Splitter in den Himmel. Und einen Augenblick später war der ganze König nur noch ein verbrannter, verkrampfter Körper, der senkrecht hinabstürzte. Hinab – in einen Krater!

Saikmar wußte nicht, was geschehen war, erst später begriff er, daß in dieser Sekunde Belfeor, Eindringling aus der Fremde, ein Ungläubiger, der die Götter nicht ehrte, Herr von Carrig geworden war.

5.

In der ganzen Geschichte hatte es niemals eine so hohe Bezahlung gegeben, denn im Galaktischen Korps wurde man in Lebensjahren entlohnt. Für jedes Jahr, das man als Erd-

mensch im Außendienst des Galaktischen Korps abdiente, wurden einem zusätzliche Lebensjahre angerechnet. Dafür war aber auch der Dienst sehr anstrengend. In anderen Regierungsämtern stieg die Vergütung von vier-zu-eins bis auf sieben-zu-eins. Nur im Galaktischen Korps wurde man zehn-zu-eins entschädigt. Für jedes Dienstjahr im Korps garantierte der Galaktische Dienst zehn zusätzliche Jahre in Gesundheit und Jugendfrische.

Freilich lief der kürzestmögliche Dienstvertrag über zehn Jahre, und wenn man vorher kündigte oder hinausgeworfen wurde, erhielt man überhaupt nichts und wurde auch nie wieder zu einem zweiten Versuch zugelassen.

Daran dachte Maddalena Santos, als sie im Vorzimmer des Kommandanten saß, und hatte Herzbeklemmungen. Sie war jetzt 25 Jahre alt. Gerade hatte sie zu begreifen angefangen, was das Leben wert war – und noch dazu ein doppeltes Leben. Und jetzt zitterte sie davor, ihre Chance vielleicht schon vertan zu haben.

Es war nicht kalt unter der großen Kuppel, aber sie fror trotzdem. Der Stützpunkt des Galaktischen Korps war auf einem Planeten ohne Luft errichtet, und seine Gebäude befanden sich daher unter einer großen Schutzglocke. Man bevorzugte für die Stützpunkte unbewohnte Planeten ohne Luft, damit die Raumschiffe ohne den bremsenden Einfluß einer Atmosphäre schneller starten und landen konnten.

Maddalena war zum Rapport zum Kommandanten gerufen worden, das konnte natürlich alles mögliche bedeuten, aber selten etwas Gutes. Besonders bedenklich war die Vorladung in Tagen wie jetzt, wo gerade ein Raumschiff nach jahrelanger Patrouillenfahrt zur Generalüberholung

und zur Ablösung der Mannschaft zur Erde zurückkehren sollte. Das war immer die Gelegenheit, um Korpsmitglieder abzuschieben, die versagt hatten. Sie steckte man dann in diese heimkehrenden Raumschiffe und brachte sie zur Erde oder zu ihrem Heimatplaneten zurück.

Maddalena hielt sich an den Lehnen ihres Sessels fest, als ob sie in einem schwankenden Boot säße, und ihre Lippen formten die unhörbaren Worte: „... aber ich habe das doch alles gar nicht so gemeint!“

Nein, sicher nicht. Das Dumme war nur, daß die anderen Leute das nicht wußten.

Sie erinnerte sich jetzt, wie sie frischgebacken von der Erde hier angekommen war. Sie hatte an der besten Universität der Erde studiert und eine Tasche voll Diplome und Auszeichnungen. Sie war stolz darauf, und den alten Praktikern hier draußen war sie natürlich eingebildet und aufgeblasen vorgekommen. Sie hatte sich nicht rechtzeitig darauf eingestellt, daß sie selbst nun ihr Kamerad, einer von ihnen sein sollte, das war es! Der Weg von ihrer glanzvollen Wunschvorstellung zur harten Wirklichkeit war zu weit. Jetzt mußte sie sich beschämt eingestehen, daß sie ihre Kollegen immer als „kümmerliche Kolonialtypen“ eingestuft hatte, während sie selber ja vom stolzen Mutterplaneten Erde selbst herkam. Ohne Zweifel hatte man auf der Erde eine überlegene Einsicht in alle Zusammenhänge, und so fühlte sie sich unbewußt ebenfalls allen anderen überlegen.

Ein ganzes Jahr hatte sie gebraucht, bis sie merkte, wie unbeliebt sie war. Und jetzt, sechs Monate später, wußte sie auch, warum. Gerade jetzt ging ihr das auf, und sie

schämte sich. Was hatte sie in diesen achtzehn Monaten gesagt? Wenn sie nur den Mund aufmachte, hatte sie sich beklagt, hatte geschimpft, und sich noch einmal beklagt.

„Das ist ein ganz trüber Verein hier bei euch! Ihr kennt von morgens bis abends nichts als eure Arbeit. Ich wünschte, ich wäre wieder zu Hause. Ihr habt gar keine Ahnung, wie es auf der Erde ist! Da gibt es doch immer etwas Neues, immer Abwechslung. Aber hier? Der reine Stumpfsinn.“

Oder sie hatte über das eintönige Essen geschimpft, oder über den Gestank, den der Ventilator verursachte, oder über die Leute, die überhaupt nicht fähig seien, ihr Amt zu versehen. Sie hatte immer etwas zu meckern gefunden.

Sie starrte sich im Taschenspiegel an – und erschrak. Vielleicht war sie auf ihr Gesicht und ihre Figur viel zu eingebildet gewesen. Hier draußen, zwei Lichtjahre entfernt vom nächsten bewohnten Planeten, kam es auf die Figur nicht so sehr an. Der Körper war hier nichts weiter als ein Fahrzeug, das man intakt halten mußte, um den menschlichen Geist von einem Stern zum anderen zu bringen. Nur auf den Geist kam es an, er war die unschlagbare Waffe des Menschen, die ihm seine Führungsrolle im Universum sicherte. Sie hatte im Unterbewußtsein immer geglaubt, ihre körperliche Schönheit sei ein Geschenk der Natur, das ihr von vornherein eine Vorzugsstellung sicherte. Irrtum! Hier draußen im Korps sah man nach ihr nicht einmal hin.

Und doch – sie war bestimmt nicht häßlich! Sie hatte einen fleckenlosen Teint, zarte, aber hell gebräunte Haut, große, dunkle Augen, und die wundervollen langen Wim-

pern waren echt. Ihr rabenschwarzes Haar war kurz geschnitten, weil Haare über drei Zentimeter Länge in einem Raumhelm gefährlich werden konnten. Aber durch den kurzen Schnitt kam der schöne, ovale Schnitt ihres Gesichtes und ihre wundervolle Kopfform noch besser zur Geltung. Ein Kunststudent hatte sie einmal mit italienischen Malereien der Früh-Renaissance verglichen. Ihre Schultern fielen leicht ab, sie war in der Taille sehr schlank, und ihre Beine waren im Vergleich zum Körper drei Zentimeter zu lang, was ihr den Anschein von Empfindlichkeit und Zartheit gab.

Aber sie hatte es leid, zerbrechlich auszusehen, hier draußen unter den vierschrotigen Kolonialisten. Hier hatte niemand Sinn für ein zartes Mädchen. Und sie in ihrer Verblendung hatte diesen zerbrechlichen persönlichen Stil auch noch besonders betont! Und so hatte sie die besten Aussichten, jetzt für untauglich und ungeeignet befunden und zur Erde zurückgeschickt zu werden – und damit würde sie dann ein Jahrhundert zusätzlicher Lebenszeit verloren haben!

Der Lautsprecher sagte: „Anwärter Santos bitte zum Kommandanten.“

Anwärter! Das Wort dieser sachlichen Stimme fuhr ihr in die Knochen. Wie die meisten Anwärter hätte sie erwarten können, nach einem Jahr in den Leutnantsrang befördert zu werden. Als das nicht geschah, war sie auch wieder von Hinz zu Kunz gelaufen und hatte gejamert und geschimpft. Sie hatte behauptet, das sei eine gemeine Intrige, nur deshalb, weil sie ein erdgeborener Mensch sei. Sie hatte das selbst nicht geglaubt.

Bis einmal einer die Geduld verlor und ihr klipp und klar gesagt hatte: jawohl, das sei tatsächlich deshalb, weil kein Mensch sie leiden könne. An dem Tage hatte sie angefangen, ihre eigene Lage richtiger zu sehen.

Aber das war wohl zu spät gewesen, und jetzt war ihre Laufbahn anscheinend schon zu Ende.

Sie stand auf, durchschritt die automatische Tür zum Dienstzimmer des Kommandanten. Sie bewegte sich so elegant wie möglich, aber als sie sich meldete, zitterte ihre Stimme doch ein bißchen. Kommandant Brzeska bat sie, Platz zu nehmen. Als sie sich setzte, dachte sie: „Immerhin, er ist wenigstens nicht allein! Vielleicht ein gutes Zeichen.“

Sie kannte den Mann, der neben dem Kommandanten saß. Er hatte graue Schläfen und sah abgespannt aus. Er war der Chef des Raumschiffes, das gestern eingetroffen war. Es sollte zur Erde zurück – und als ihr das einfiel, sank ihr doch wieder das Herz.

Aber würde Brzeska ihr die Entlassung in Gegenwart eines Fremden mitteilen?

Der Schiffskommandant musterte sie schweigend von oben bis unten. Dann sah er den Kommandanten an. Brzeska sagte:

„Santos, dies hier ist Major Langenschmidt.“

Maddalena nickte höflich und wartete, wie es nun weiterging.

„Also, Santos“, sagte der Kommandant mit einem kleinen Seufzer. „Ich mache Ihnen die notwendigen Mitteilungen in Gegenwart von Major Langenschmidt, denn er muß darüber Bescheid wissen. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu

sagen, daß Sie die unbeliebteste Person auf diesem Stützpunkt unter meiner Führung und der sämtlicher Vorgänger sind. Ist Ihnen das klar?“

Maddalena nahm allen Mut zusammen und sagte:

„Ich habe das eingesehen. Ich tue alles, was ich kann, um dieses Urteil über mich zu ändern.“

„Freut mich, das zu hören“, sagte der Kommandant sarkastisch. „Viel Erfolg scheinen Sie bisher noch nicht zu haben. Sehen Sie sich das an!“

Er nahm ein Blatt von seinem Tisch und reichte es ihr. Es war ein Führungsbericht. Sie nahm das Blatt und las:

„Infolge ihrer angeborenen Unfähigkeit, sich unterzuordnen und mit Kollegen kameradschaftlich zusammenzuarbeiten, und auf Grund ihrer ständigen Selbstüberschätzung muß ich die Anwärtlerin Santos als ungeeignet für den Dienst im Galaktischen Korps bezeichnen.“

Maddalena starrte auf die Zeilen, bis die Buchstaben vor ihren Augen verschwammen.

„Gelesen?“ fragte Brzeska. „Gut, geben Sie’s her.“ Er nahm ihr das Blatt aus der Hand, zerknüllte es, warf es in den Abfallschacht. Dann lehnte er sich zurück:

„Seit ich mich frage, weshalb man Sie überhaupt zum Galaktischen Dienst zugelassen hat, habe ich mehrmals Ihre Personalakte studiert. Daraus geht hervor, daß Sie eine besondere Begabung für Sprachen haben. Ist das richtig?“

Maddalena nickte nur. Sie brachte kein Wort heraus.

„Hm! Wahrscheinlich kommt Ihr ganzer Ärger nur davon, daß Sie die Dinge immer dramatisieren müssen und sich nicht in den nüchternen Ablauf der täglichen Routine einfügen können. Normalerweise wären Sie bereits auf ei-

nem Posten, wo Sie Ihre Fähigkeiten besser zur Geltung bringen könnten. Nun, zufällig bietet sich eine Gelegenheit für Sie. Weil ich keine geeigneten Leute zur Hand habe, vernichte ich den Bericht über Sie und gebe Ihnen noch eine Chance.“ Der Kommandant drehte sich zu Langenschmidt um und sagte:

„Erkläre ihr das, Gus.“

Der Schiffskommandant fragte, fast zögernd:

„Sie wissen, was die Aufgabe der Patrouillen-Raum-schiffe ist?“

„Natürlich. Vor allem orten sie die Punkte, auf denen die Flüchtlinge von Zarathustra gelandet sind. Und sie bringen Agenten und Beobachter auf die bewohnten Planeten, die noch nicht dem Galaktischen Ring angeschlossen sind. Ist das richtig?“

„Richtig. Von einem unserer wichtigsten Agenten auf einem dieser Planeten haben wir seit ungefähr zwei Jahren nichts mehr gehört. Unsere anderen Agenten auf diesem Planeten haben durch Hörensagen erfahren, er sei tot, aber niemand weiß, warum und wie. Im allgemeinen würde das nicht so wichtig sein. Es handelt sich um einen in vieler Beziehung unterentwickelten Planeten, wo sich von einer Generation zur anderen nicht viel ändert. Aber es scheinen sich auf dem Planeten neuerdings beunruhigende Dinge abzuspielen, die vielleicht mit dem Tode unseres Agenten in Zusammenhang stehen. Es könnte sein, daß man eine neue, durchbrechende Entdeckung in Sprengstoffen gemacht hat, vielleicht sogar einen Durchbruch zum Atomantrieb. Aber unser ganzes Wissen stammt aus dritter Quelle und ist dann noch immer durch

Übertreibungen und Legenden entstellt. Wir würden ein bis zwei Jahre brauchen, um einen neuen Agenten auszubilden und mit der nötigen Tarnung auf dem Planeten einzuführen. Diese zwei Jahre aber könnten bereits entscheidend sein. Der Kommandant ist mit mir auch dieser Auffassung.“

„So, Santos“, unterbrach Brzeska. „Sie sind hier der einzige Mitarbeiter, den ich gut entbehren kann. Ich biete Ihnen einen anderen Job an. Ich weiß, daß Ihre empfindliche Seele gekränkt war, weil Sie mit uns Rauhbeinen hier draußen zusammengesperrt sind. Vielleicht treffen Sie es etwas besser auf dem Planeten, wo Sie arbeiten sollen. Die Leute da sind vielleicht auch ziemlich ungewaschen und nicht sehr zivilisiert, aber bestimmt nicht auf den Kopf gefallen und für Ihre Reize vielleicht mehr empfänglich als wir.“

Der Sarkasmus in den Worten des Kommandanten war wie eine Peitsche. Maddalena brauchte alle Selbstbeherrschung, um nicht aufzuspringen und davonzulaufen. Aber sie mußte zugeben, daß sie es verdient hatte, wenn man so mit ihr sprach.

„Wenn Sie den Auftrag allerdings ablehnen“, sagte Brzeska, „was natürlich in Ihrem Belieben steht, dann muß ich den soeben vernichteten Bericht über Sie noch einmal schreiben und Sie zur Erde zurückschicken. Von der Entschädigung sind Sie dann ausgeschlossen.“

„Für immer“, entfuhr es Maddalena wider Willen.

„Ja, leider“, bestätigte Brzeska.

Langenschmidt hatte mit umwölkter Miene zugehört. Jetzt räusperte er sich:

„Pavel, du hast da eben über Anwärter Santos ein paar harte Worte gesagt. Du wirst vermutlich deine Gründe dafür haben. Aber wenn die Dinge so stehen – ist sie dann für unseren Auftrag überhaupt geeignet?“

Maddalena holte Luft und nahm ihren ganzen Mut zusammen.

„Major“, sagte sie, „vor anderthalb Jahren, als ich herkam, war ich eine Närrin. Ich bildete mir ein, ich wüßte alles besser, weil ich auf der Erde geboren bin. Heute sehe ich meine Fehler selbst, und ich bin bereit, jeden Auftrag zu übernehmen, um alles wiedergutzumachen. Ich kann nicht mehr leisten, als ich tue, aber vielleicht hatten die Leute doch nicht unrecht, die mich zum Dienst im Korps zuließen. Heute kann ich nur bitten, mir den härtesten Job zu geben, irgendwo, im Raum oder auf irgendeinem Planeten, ganz gleich was.“

„Santos, Sie dramatisieren schon wieder“, sagte Brzeska. „Die Sache ist ungefähr so, als ob auf dem Theater ein Schauspieler erkrankt ist, und ein Anfänger muß eben mal einspringen und seine Rolle übernehmen. Es ist keine wichtige Rolle, für die Sie ausgesucht sind, verstehen Sie? Sie sind hier weiter nichts als ein Lückenbüßer. Sie haben den Auftrag, festzustellen, was dort auf dem Planeten los ist, und weiter nichts. Je weniger Leute auf dem Planeten überhaupt etwas von Ihrer Anwesenheit merken, um so besser. Es geht keineswegs darum, daß Sie Wind machen und berühmt werden sollen. Ist das klar?“

„Vollkommen klar“, sagte Maddalena steif. „Ich habe nicht vor, meine Aufgabe zu dramatisieren.“

„Schön. Sie brauchen das jetzt nur noch zu beweisen. Gus – jetzt bist du dran.“

Langenschmidt stand auf:

„Kommen Sie mit, Santos. Wir starten sofort.“

6.

Langenschmidt dachte, daß er doch noch besser dran war als Brzeska oder einer der Leute, die an den Dienst in einem Stützpunkt gefesselt waren. Im Stützpunkt interessierten sich die meisten Leute überhaupt nicht für ihre Arbeit. Sie kurbelten ihre Zeit in ödester Routine ab, um auf den Tag ihrer Entlassung und Entschädigung zu warten, und dachten nur an ihre Zukunft. An Bord eines Raumkreuzers dagegen lebten sie alle für ihre Arbeit und Aufgabe. Sie mußten. Denn sonst wären sie auf einer zehn Jahre dauernden Kreuzfahrt alle verrückt geworden.

Und er war auch deshalb besser daran als der Kommandant, weil er wenigstens etwas vom Universum zu sehen bekam. Auf einer Fahrt setzte er den Fuß auf den Boden von zehn oder zwölf verschiedenen Welten – natürlich unter strengster Geheimhaltung –, während Brzeska wie angenagelt an seinem Schreibtisch sitzen blieb. Und obendrein trug Brzeska auch noch die ganze Verantwortung, wenn mit einem Raumkreuzer etwas schiefging, auch wenn zum Beispiel Gus Langenschmidt der Schuldige war und einen Navigationsfehler gemacht hatte.

Gus führte Maddalena in das kleine Büro, das ihm während des Aufenthaltes im Stützpunkt eingeräumt war, und ließ sich in einen Sessel fallen.

„Setzen Sie sich“, sagte er. „Was wissen Sie eigentlich über die Aufgabe unserer Raumkreuzer und unserer Agenten auf anderen Planeten?“

„Nun, ich glaube ...“, begann sie überrascht.

„Haspeln Sie jetzt nicht Antworten herunter, die Sie auf der Schule gelernt haben. Was haben Sie sonst gewöhnlich als Ihre Ansicht geäußert?“

Maddalena biß sich auf die Unterlippe, aber sie sah ihm ins Gesicht:

„Als ich herkam, habe ich gedacht, weshalb man soviel Zeit damit verschwendet, sich um ein paar degenerierte Rassen irgendwo im Universum zu kümmern. Heute bin ich nicht mehr dieser Meinung, aber ich gebe zu, daß ich noch kein abschließendes Urteil besitze.“

„Sie sind wenigstens ehrlich“, nickte Langenschmidt. Diese Antwort gefiel ihm besser, als er sich selber eingestand. „Fangen wir also bei Null an. Ich habe bemerkt, wie Sie nach meinem grauen Haar sahen, und ich konnte Ihnen an der Nasenspitze ablesen, was Sie dachten, nämlich: ‚Wenn er schon graue Haare hat, dann muß er ja schon Jahrhunderte an zusätzlicher Lebenszeit verdient haben. Warum läßt er sich nicht pensionieren?‘ Stimmt es? Hm, ich will versuchen, Ihnen zu erklären, was uns hier festhält.“

Er drückte auf einen Knopf. Das Licht erlosch. Dafür leuchtete an einer Wand die dreidimensionale Karte eines Teiles des Universums auf. Langenschmidt nahm einen kleinen Leuchtpfeil, den er als Zeigestock benutzte.

„In diesem System hier gibt es einen bewohnten Planeten. Diesen hier. Noch einige andere sind bewohnt – hier

und hier, wahrscheinlich sechs insgesamt. Genauer gesagt, sie waren bei unserem letzten Besuch noch bewohnt, aber die Verhältnisse sind so unsicher, daß die Bevölkerung inzwischen schon durch eine Epidemie untergegangen sein kann. Es kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein, warum es hier in so großer Entfernung von zivilisierten Planeten eine Bevölkerung gibt – oder?“

„Zarathustra“, sagte Maddalena.

„Richtig. Vor siebenhundertundfünfzig Jahren kamen die Flüchtlingsschiffe vom Planeten Zarathustra sieben in diese Richtung. Die Leute waren geflohen, weil ihre Sonne sich zu einer Nova aufgebläht hatte und die Seen und Flüsse ihrer Heimat schon beinahe kochten. In ihrer Panik waren sie schon froh, wenigstens ihre Haut gerettet zu haben. Diejenigen unter ihnen, die tatsächlich einen bewohnbaren Planeten erreichten, kamen dort also praktisch mit nichts an. Ihre Flucht war ohnehin in dieser Geschwindigkeit schon eine ungeheure Leistung, sie haben schätzungsweise zweieinhalb Millionen Einwohner auf dreitausend Raumschiffen evakuiert. Lange Zeit glaubten wir, daß es nur noch in Baucis Alpha Überlebende gebe. Erst vor hundertzwanzig Jahren stieß man auf Beweise dafür, daß auch noch andere Flüchtlingsschiffe zu bewohnbaren Planeten gelangt sein mußten.

Bei den Flüchtlingen hatten sich die Dinge inzwischen nach ihren eigenen Naturgesetzen entwickelt. Für uns sind hundert Jahre keine lange Zeit, aber für Wesen im Naturzustand sind das vier bis sechs Generationen. Im Laufe von dreißig Generationen ist die Galaktische Sprache bei diesen Völkern zu ganz anderen, unverständlichen Dialekten und

Volkssprachen geworden. Es ist oft so, daß auf dem gleichen Planeten einer aus dem Norden den Mann aus dem Süden nicht versteht.

Das ist aber noch nicht alles. Was nützt einem die ganze Kultur, wenn man nur noch Speere hat, um ein Tier zu jagen, und wenn einem das letzte Feuer ausgeht, weil ein Gewitterschauer alles überschwemmt und man nicht einmal mehr Streichhölzer hat? Zuletzt hält man Großvaters Erzählungen von großen Flügen zwischen den Sternen für die Phantastereien eines senilen Trottels. Man hat ganz andere Sorgen. Man gibt sich nicht damit ab, lesen und schreiben zu lernen, denn es ist viel wichtiger, Bögen zu machen und Pfeile zu schnitzen. Wozu denn schreiben? Wem soll man denn schreiben? Die anderen Leute sind ja alle in Rufweite.

So kam es, daß die hohen Kulturen von Zarathustra verfielen. Als wir die Überlebenden auf ihren neuen Planeten entdeckten, fanden wir nur Wilde auf primitiver Zivilisationsstufe. Manche Bevölkerungen hatten allerdings interessante neue Kulturen entwickelt. Sie waren natürlich noch nicht so weit, eine neue moderne Technik zu entfalten. Selbst wenn sich hier und da ein Grubenfachmann oder Technologe gerettet hatte, so ist es noch ein unendlicher Weg vom Auffinden von Eisenerz bis zur Herstellung von Stahl. Und wieviel weiter noch von der Uran-Pechblende bis zum ersten Atomreaktor!

Nun, unser Patrouillendienst mit seinen Kreuzern hat die Aufgabe, diese Zivilisationen zu beobachten. Wir haben nämlich nach unendlich langer Zeit begriffen, daß wir auch nicht alles wissen. Eine fremde, ganz auf sich gestellte Ge-

sellschaft in einer dieser Welten kann vielleicht Dinge entdecken, die uns in unserer Entwicklung entgangen sind. Beispielsweise können sie die Lebenswissenschaft vielleicht weiter vorantreiben, als wir es getan haben, oder sie könnten die Biochemie auf einen so hohen Stand treiben, wie wir es mit der Elektronik getan haben. Das ist der Grund, weshalb wir uns in das Leben dieser Völker nicht einmischen. Wir beobachten sie nur, wir machen sie nicht einmal mit unserer Existenz bekannt.“

Maddalena fühlte irgendwie einen Widerspruch in sich. Was Langenschmidt da erzählte, das hatte sie alles schon auf der Universität gelernt, und doch klang es hier draußen anders. Hier sprach jemand, der sein ganzes Leben an diese Aufgabe setzte.

„Trotzdem müssen wir ständig beobachten“, sagte er. „Zwei Gründe: erstens gewinnen wir daraus ganz neue Aufschlüsse über neu entstehende Kulturen. In einem Jahrhundert Beobachtung der Flüchtlingskulturen haben wir über die frühen Stufen der Zivilisation mehr gelernt, als in Jahrtausenden Forschung über unsere eigene Frühgeschichte auf der Erde. Und zweitens ist unser Patrouillendienst nicht die einzige Organisation, die sich um die jungen Kulturen kümmert.“

Maddalena sagte das Stichwort: „Sklavenwelten.“

„Sehr richtig. Woher wissen Sie das? Nun, spielt keine Rolle. Ursprünglich hatten die Sklavenwelten nichts mit den Flüchtlingen von Zarathustra zu tun. Es handelte sich um Wesen, die von Ausbeutern gewaltsam von ihren Heimatplaneten abtransportiert wurden und irgendwo auf einem anderen Planeten arbeiten mußten, meistens in Uran-

Bergwerken, oder zur Beschaffung von Leichtmetallen. In einem Falle hat dieses Ausbeutungsgeschäft zweihundert- undzwölf Jahre gedauert, bis unser Patrouillendienst dahinterkam und eingreifen konnte.

Heute aber besteht die Gefahr, daß ein Ausbeuter von irgendeinem höher kultivierten Planeten eine Chance darin erkennt, sich zum Herren der primitiveren Flüchtlingskulturen zu machen und die Bodenschätze des Planeten für sich ausnutzen zu lassen. Im Falle des Planeten, um den es jetzt geht, scheint diese Gefahr akut zu werden. Wir wissen nichts Genaues, obwohl wir fünf Agenten dort stationiert haben. Bei den dortigen Verhältnissen kann ein Jahrzehnt vergehen, bevor wir genaue Nachrichten haben.

Wir können natürlich einfach hinfahren und nachsehen. Das würde aber für die Völker dort eine ungeheuerliche Umwälzung bedeuten. Die meisten Völker dort haben ihre eigene Religion entwickelt, die meist auf die alten Sagen von den Sternflügen ihrer Vorfahren zurückgeht. Ihr Leben wird sehr stark durch ihre religiösen Bräuche bestimmt. Unsere Einmischung würden sie als einen Eingriff der Götter auffassen, und das würde eine Art religiöser Hysterie auslösen und ihren natürlichen Entwicklungsgang völlig aus dem Gleis werfen. Das können wir nicht wagen.“

Langenschmidt zeigte mit seinem Lichtpfeil auf einen Planeten in Entfernung von zwanzig Parsec vom Stützpunkt:

„Das ist der Planet, um den es sich handelt: ZFP 14. Das heißt Zarathustra-Flüchtlings-Planet vierzehn. Die gesamte Bevölkerung wohnt auf einem großen Kontinent, mit Ausnahme einiger bewohnter Küsteninseln. Gesamtzahl etwas

mehr als zwei Millionen. Angefangen haben sie mit weniger als achthundert Personen, gerade die Besatzung eines einzigen Flüchtlingsschiffes, das dort landete. Das Klima ist erträglich. Es ist ein Planet der Klasse A, die örtlichen Pflanzen und das Fleisch der meisten Tiere ist für Menschen genießbar. Die größte Stadt heißt Carrig, sie beherrscht den wichtigen Nord-Süd-Reiseweg und ist durch einen schiffbaren Fluß mit der Küste verbunden, von wo Trockenfisch geliefert wird.

Carrig hat siebzehntausend Einwohner und beherrscht ein Gebiet von der Größe eines kleinen Nationalstaates. Und dort in Carrig ist unser Agent gestorben – oder getötet worden. Wir wissen nichts darüber, denn er hatte schon vorher lange keinen Bericht mehr gegeben. Er spielte die Rolle eines Karawanenführers und konnte natürlich während seiner wochenlangen Ritte das Raum-Funkgerät nicht benutzen.

Nach der Voraussage unserer Soziologen wird sich Carrig wahrscheinlich zur Hauptstadt des Planeten entwickeln, sobald die Verkehrstechnik so weit gediehen ist, daß man von einem Punkt aus regieren kann. Vorher wird es wahrscheinlich noch zu einer Reihe kleinerer Kriege kommen, ehe dann ein Zusammenschluß stattfindet. Man erwartet sogar, daß Carrig später eine Atomtechnik entwickeln wird, zumal nördlich der Stadt ein Komplex von vulkanischen Bergen liegt, in denen man starke radioaktive Erzvorkommen vermutet.

Man hat bereits berechnet, daß dieses Bergmassiv mit höchstwertigen Erzen angereichert sein muß. Kurz und gut, wenn die Leute in Carrig selber soweit sind, haben sie alles

Nötige direkt vor der Haustür, um eine großartige Atom-Technik zu entwickeln. Aber bis dahin wird noch viel Zeit vergehen, und inzwischen kann es anders kommen.“

„Sklavenwelt“, warf Maddalena wieder ein.

„Genau das. Sie haben es begriffen. Wenn irgendwelche Gangster von höherer Kulturstufe auf den Gedanken kommen, sich auf ZEP 14 zu bereichern, haben sie die besten Aussichten. Und das müssen wir natürlich verhindern.“

Maddalena war jetzt so gefesselt, daß sie ihre eigene Angst vergaß. Sie fragte:

„Aber ... muß man denn befürchten, daß so etwas im Gange ist?“

„Befürchten ist vielleicht zuviel gesagt. Es ist vorläufig nur ein Verdacht. Sie müssen verstehen: die Gesellschaft in Carrig ist organisiert auf der Basis von Adelsstämmen und Totems, die zugleich auch religiös sind. Es gibt sieben rivalisierende Adelssippen und noch eine achte, die angeblich über allen steht und die Priesterwürden versieht.

Die Herrscher-Nachfolge wird jedes Jahr in einem unglaublichen Duell geregelt. Das ist nämlich ein Luftkampf zwischen Segelfliegern und einem Flügeltier, das man Parradil nennt. Dieses Tier gilt als heilig, und der stärkste von diesen Flugdrachen wird von den Leuten als ‚König‘ angesehen. Wer den König erlegt, der ist für ein Jahr Herrscher, und mit ihm zieht dann der jeweilige Stamm in alle Regierungsämter ein. Das geht hinunter bis zur Steuereinzahlung. Theoretisch darf jeder zum Kampf um den Königstitel antreten, aber in der Praxis ist es seit vielen Jahren so, daß nur noch die Söhne der besten Familien zugelassen werden.

Nach unseren letzten Informationen hat sich aber ein Außenseiter zum Königskampf gestellt, und gerade der hat gesiegt! Man erzählt sich, daß er das Königs-Parradil mit einem Lichtblitz abgeschossen hätte. Unser nächster Agent, er heißt Slee, nimmt an, daß die Leute die Erfindung des Schießpulvers gemacht haben, denn sie haben in der nächsten Umgebung von Carrig reichliche Vorkommen an Schwefel, Phosphor und Kalinitrat, jedenfalls alles, was man für einfache Explosivmittel braucht. Wenn unser Agent recht hat, dann hat irgendein Abenteurer Handgranaten oder eine Art leichter Pulver-Raketen entdeckt, und nutzt nun seine Erfindung für seine Vorteile aus.“

„Und ich soll also feststellen, ob das stimmt, oder nicht?“

„Sehr richtig“, sagte Langenschmidt, und jetzt lächelte er zum ersten Male. „Sie haben mich ganz richtig verstanden. Es wird kein Spaß für Sie sein. Unterwegs müssen Sie noch viel lernen. Aber ich – ich wünsche Ihnen alles Gute!“

*

Man kann sich nicht über Nacht so einfach verändern. Maddalena hatte es schon ein halbes Dutzend Mal, bei jedem neuen Auftrag versucht, aber der angeborene Widerstandsgeist war immer wieder durchgebrochen. Beim letztenmal war sie doch erschüttert gewesen. Das war, als Langenschmidt sie anfuhr:

„Weshalb, zum Teufel, sind Sie denn überhaupt im Korps?“

„Bloß wegen der Entschädigung“, hatte sie prompt entgegnet.

„Wozu brauchen Sie denn hundert zusätzliche Lebensjahre, wenn Sie doch nicht wissen, was Sie damit anfangen sollen?“

Ja, diese Frage war wie eine Bombe bei ihr eingeschlagen. Da sah sie zum ersten Male den Horizont eines Menschen, der etwas leistete. Sie wußte ja nicht einmal mit ihrem ersten Leben etwas anzufangen, wozu dann brauchte sie ein zweites?

Nach einer Weile war sie wieder soweit, daß sie sich hätte entschuldigen können. Aber mit dem Entschuldigen war ja auch noch nichts gewonnen, das wußte sie nun endlich. Es war nötig, sich selber ganz umzustellen, doch das konnte man eben nicht von heute auf morgen.

In ihrem Unterbewußtsein hatte sich die Idee festgesetzt, daß man im ganzen Korps nichts anderes tat als Verwaltungsarbeit, wie sie sie bisher erledigt hatte. Als Langenschmidt jetzt aus seinem Gedächtnis Fetzen der Sprache des Planeten Vierzehn hervorkramte, staunte sie – und schämte sich. Langenschmidt wußte viel über die Verhältnisse bei den Leuten dort, über die Herkunft ihrer Dialekte, über die zweite Sprache, das sogenannte Irani, das neben dem Galaktischen auf Zarathustra gesprochen wurde, bevor der Planet zerstört wurde.

Langenschmidt war dabei nach seiner eigenen Erzählung nur dreimal auf Vierzehn gewesen, zweimal, um Agenten mit neuen Raumfunkgeräten zu versorgen, und beim drittenmal in Begleitung eines Soziologie-Studenten, der die Einzelheiten der Religionen auf ZEP 14 erforschen wollte.

Trotzdem wußte er wahrscheinlich mehr darüber als der gelehrteste Bewohner des Planeten selbst.

Maddalena war auf ihr Sprachtalent immer stolz gewesen und meinte, sich in der Ethymologie auszukennen. Plötzlich entdeckte sie den gewaltigen Unterschied zwischen dem Bücherstudium und der niederschmetternden Aufgabe, eine Fremdsprache mit drei oder vier Dialekten so in der Praxis zu beherrschen, daß man von einem Eingeborenen nicht zu unterscheiden war.

Unterwegs, an Bord von Langenschmidts Raumschiff zum Planeten ZEP 14, wurde alles noch schlimmer. Die halbe Besatzung hatte ihre normale Dienstzeit herum und war mindestens für einen längeren Urlaub bestimmt. Zwar war keiner von ihnen auf der Erde geboren, aber diesmal sollte ihre Überholungs- und Erholungszeit auf der Erde selbst vonstatten gehen. Nach zehn Jahren Fahrdienst waren sie allesamt dicht an der Grenze des seelischen Zusammenbruchs. Und nun mußten sie noch einmal warten und durchhalten, wegen dieser Fahrt zu Vierzehn. Keiner von ihnen ließ sich so weit gehen, seine Meinung über Maddalena laut zu sagen, aber sie konnte trotzdem förmlich hören, was man über sie an Bord dachte: „Der Teufel hole dich und deine ganze Aufgabe, du dumme Gans!“

Äußerlich wurde sie natürlich genauso behandelt wie jeder Agent, der auf einem fremden Planeten abzusetzen war. Aber das war erst recht kein Vergnügen.

Die meiste Zeit brachte sie damit zu, sich über die dortigen Lebensgewohnheiten zu informieren und die Sprachen zu lernen. Im Stützpunkt war zu diesem Zweck extra eine Spezial-Tonbandbibliothek für sie zusammengestellt wor-

den. Darüber hinaus aber sagte ihr Langenschmidt reichlich unverblümt, worauf es für sie ankommen würde und wie man sich ihren Einsatz vorstellte. Die Völker in und um Carrig wurden alle von den Männern regiert. Als weiblicher Agent konnte man hier keine große Rolle spielen. Immerhin würde eine Frau stets eine Waffe zur Verfügung haben, mit der sie bei den Männern Einfluß gewinnen konnte, nämlich ihre Anziehungskraft.

Wenn sie also in Carrig hinter die Geheimnisse der Stadt kommen wollte, so würde es der beste Weg für sie sein, die Freundin eines Stammes-Oberhauptes oder einer anderen maßgebenden Persönlichkeit zu werden.

Infolgedessen schlug man ihr vor, sich mit Slee, einem anderen Agenten auf Vierzehn, in Verbindung zu setzen. Man mußte dazu die Sitten auf dem Planeten richtig verstehen. Der Beruf einer Unterhaltungs-Dame galt dort als sehr geachtet. Für einen reichen Mann gehörte es zum guten Ton, mit mehreren schönen jungen Frauen, die sich in allen gesellschaftlichen und geselligen Künsten auskannnten, in enger Beziehung zu stehen. Es gab daher Institute, die solche Gesellschafterinnen ausbildeten und in ständigem Arbeitsvertrag hielten. Der Agent Slee lebte unter dem Deckmantel eines solchen Ausbilders.

Für einen Agenten war diese Tarnung geradezu ideal, denn die Mädchen konnten viele wichtige Neuigkeiten aus erster Quelle erfahren.

Slee hatte berichtet, daß der zuerst im Süden übliche Brauch, junge Gesellschafterinnen im Hause zu halten, jetzt auch im Norden, also in Carrig, beliebt wurde. Man würde gerade jetzt eine sehr gute Chance haben, Maddalena

in einer solchen Rolle in Carrig einzuführen und würde dabei gleich herausbekommen können, ob sich Slees Agentur nicht auf den Norden ausdehnen ließe.

Maddalena mußte zugeben, daß dieser Plan in den Überlegungen des Galaktischen Dienstes einleuchtend und zweckmäßig war. Was ihre eigenen Gefühle anging, so fand sie die ihr gestellte Aufgabe bei weitem nicht so angenehm.

*

„Wenigstens einen Vorzug habe ich zu bieten“, dachte Maddalena, als sie sich im Kostüm einer jungen Frau von ZEP 14 im Spiegel überprüfte, „und das ist mein Haar.“ Sie hatte ihren Haarboden mit konzentriertem Tricholen behandelt, und seit ihrem Abflug war ihr Haar wieder schulterlang gewachsen. Nun lag es fast wie ein Umhang um ihren Kopf.

Sie trug eine Art von hautengem Trikot aus weißem und rotem Kunststoff, der zwar ganz hübsch aussah, aber nicht besonders bequem war. Darüber kamen dann weite Hosen in gelb und grün, ein loses Tunika-Hemd, und für Straße und Reisen ein weiter Mantel, mit einem rot-gelb-gewebten Cape, in den sie sich wahrscheinlich hoffnungslos verwickeln würde, wenn einmal ein scharfer Wind blies. Ihre roten Slipper paßten zum Mantel, dazu gehörten dann aber für unfreundliche Witterung große Überschuhe aus Holz und Leder mit einem Spangenschluß.

Sie drehte sich vom Spiegel um und blickte auf den Rest ihrer Ausrüstung. Man hatte ihr einen Holzkoffer gebaut.

Er bestand zwar aus synthetischem Holz, war aber so genau dem echten Holz von Bäumen um Carrig nachgebildet, daß man den Unterschied kaum unter einem Mikroskop hätte erkennen können. In diesem etwas unförmigen Koffer hatte sie vier, fünf weitere Kleider, kosmetische Artikel, ein Raumfunkgerät, das in einem doppelten Boden eingebaut war, und eine medizinische Ausrüstung für Erste Hilfe, die als Waschbeutel getarnt war.

Dazu kam noch ein Musikinstrument für ihre gesellschaftlichen Pflichten, eine Art Panflöte mit Glöckchen. Man hatte ihr nicht nur eine genaue Gebrauchsanweisung zur Erlernung des Instruments mitgegeben, sondern auch dreißig bis vierzig volkstümliche Gesänge mit Noten und Text.

Ferner war da ein Kiel-Federhalter und ein Block mit originalem Schreibpapier, denn man erwartete von einer Gesellschafterin, daß sie schreiben konnte und kleine Vierzeiler für ihren Herrn verfaßte.

Und schließlich gehörte zum Gepäck ein wohlverschlossenes Kästchen, äußerlich mit religiösen Emblemen geschmückt, das scheinbar Reliquien und Amulette ihrer Vorfahren enthielt – in Wirklichkeit allerdings eine Strahlpistole.

Eigentlich mußte sie nach alledem Erfolg haben! Man hatte sich wirklich alle Mühe gegeben und an alles gedacht. Und doch war ihr recht sonderbar zumute.

Ein Anruf von Langenschmidt unterbrach sie in ihren Überlegungen. Sie sollte in die Zentrale des Kreuzers kommen. Sie ging hin, wie sie war, in ihrem Eingeborenen-Kostüm. Langenschmidt blickte von einem Fernschreiberstreifen auf, der gerade aus dem Apparat lief, und nickte geistesabwesend.

„Soweit ich das beurteilen kann, sehen Sie absolut echt aus“, sagte er. „Wir landen bald, aber von Slee, dem Agenten, mit dem Sie arbeiten sollen, empfangen Sie gerade das hier ... passen Sie auf.“

Er ließ den Fernschreiberstreifen zurücklaufen. Auf dem Bildschirm erschien Slee. In seinem Kostüm sah er fast ebenso exotisch aus wie Maddalena. Da er auf Vierzehn einen ständigen Wohnsitz unterhielt, konnte er außer dem Sprechfunk auch den Sichtkontakt unterhalten. Der Agent sah beunruhigt aus.

„Gerade einige neue Nachrichten erhalten! Sie wissen ja, ich bemühe mich seit einiger Zeit, Näheres über den Tod von Heron zu erfahren. Sein Haus ist abgebrannt. Zum Glück – denn damit ist auch sein Raumfunkgerät verschwunden. Aber deshalb kommt man auch schwer dahinter, was eigentlich los war. Carrig ist zu weit von hier, und ich kann mich auf die Gerüchte nicht verlassen.“

Aber“, sagte der Agent, „die Nachrichten verdichten sich über den Einwanderer Belfeur, der irgendwie die Regierung in Carrig übernommen hat. Ich meldete bereits: er soll den König mit einem Donnerkeil abgeschossen haben. Ich vermutete daher eine Erfindung des Schießpulvers.“

Hier eine neue Aussage eines früheren Dieners von Heron, der seit dem Tode meines Kollegen im Irrenhaus sitzt. Er behauptet, Belfeur habe Heron getötet, und zwar ebenfalls durch mehrere leuchtende Donnerkeile. Meine Vermutung: Heron bekam Wind von Belfeurs Plänen, und Belfeur hat ihn mit einer Mine oder einem Sprengkörper hochgehen lassen. Ich habe vorläufig keine andere einleuchtende Theorie. Bei diesen Berichten soll der Teufel Wahrheit und Phantasie

auseinandersortieren, auch wenn man die Leute kennt. Es ist unbedingt erforderlich, einen Agenten nach Carrig zu bringen, um die Verhältnisse an Ort und Stelle zu kontrollieren.“

Langenschmidt schaltete den Recorder ab und sah Maddalena an. Er meinte: „Sie scheinen ja dringend gebraucht zu werden. Sind Sie fertig? Wir treten sofort in den Normalflug ein.“

Maddalena nickte nur. Sie hatte eine trockene Kehle.

„Gut, dann ziehen Sie Ihren Raumanzug an und bringen Sie Ihr Gepäck in das Landefahrzeug. Ich bringe Sie selbst hinunter.“

Schon wenige Minuten später nahmen sie ihre Plätze in dem Landungsboot ein, daß sie auf die Oberfläche von ZEP 14 hinunter befördern sollte. Langenschmidt nahm die routinemäßigen Kontrollen vor. Während Maddalena versuchte, mit ihrer ungeeigneten Kleidung in dem engen Raumanzug irgendwie bequem zu sitzen, hörte sie in den Muscheln die sachliche Unterhaltung zwischen Langenschmidt und dem Kopiloten. Die Carrig-Kleider drückten überall, aber man ließ niemand ohne Raumanzug in ein Landungsboot, es war zu gefährlich.

Die Prüfung war durchgeführt, Langenschmidt gab das Warnzeichen an alle, denn jetzt kam die ungeheure Abbremsung in den realen Raumflug. Immer wieder hatte man auch heute noch das Gefühl eines atemberaubenden, alles durchschüttelnden Bremsens, wenn das Schiff aus dem Hyper-Photonen-Antrieb in den normalen Raumflug zurückfiel. Aber in der nächsten Sekunde hörte Maddalena die Stimme des Kopiloten im Hörer, die vor Verblüffung halb erstickt klang:

„Kommandant! Zum Henker ... ein Schiff! Da ist ein Schiff! In Umlaufbahn um Vierzehn!“

Maddalena zuckte zusammen. Langenschmidt schnappte: „Schiff? Welches Baumuster ist ...“

Weiter kam er nicht mehr. Es krachte. Metall knirschte. Es ging alles so unglaublich schnell, daß Maddalena nicht einmal mehr denken konnte: „Jetzt wirst du sterben.“

Denn vorher war sie schon bewußtlos.

7.

Saikmar, Corries Sohn, war ein mittelloser Flüchtling geworden.

Er durchschritt den langen Korridor des Heiligtums, er ging zum Ausgang, vor dessen Doppeltür der Wind nun schon jaulte und manchmal bereits zu brausen anhub.

Im Korridor traf er die alte Priesterin Nyloo, sie hatte ein Kind von sieben oder acht Jahren bei sich, das eine Pilgerin bei ihrem Besuch geboren und den Göttern als Geschenk angeboten hatte. Das Kind, ein Mädchen, sah ihn so forschend an, als wäre es schon viel älter. Saikmar wurde in Anwesenheit dieser Kinder stets unruhig.

Die alte Priesterin sagte: „Willst du hinausgehen, Saikmar, Corries Sohn?“ Sie drückte sich in einem sehr altertümlichen Dialekt aus, an den sich Saikmar erst in den Wochen seines Aufenthalts im Heiligtum wieder gewöhnt hatte. „Doch draußen wird es nun kalt. Wir werden bald die Schneemauer errichten, um uns zu schützen.“

„Und wenn ich draußen erfriere?“ sagte Saikmar verbittert. „Was ist dann schon? Für euch doch nur ein Esser weniger.“

Die Priesterin sah ihm starr ins Gesicht.

„Du verlangst zuviel Anteil an deinem persönlichen Geschick. Darum kümmern wir uns nicht. In mehr Generationen, als sich noch je ein Mensch erinnert, haben wir jedem Asyl und Aufnahme geboten, der vor der Ungerechtigkeit und Tyrannei fliehen mußte, wie du selbst. Und wir haben dafür nichts verlangt, als daß man uns im Sommer genug Lebensmittel schickt, um unsere Gäste im Winter zu füttern. Nur von Carrig ist in diesem Sommer nichts gekommen. Du bist nicht schuld daran, das sagt niemand. Wenn wir hier verhungern, so werden wir Alten wünschen, daß ihr Jungen einen neuen Sommer erlebt.“

Das kleine Mädchen blickte zu der Alten auf und fragte: „Wirst du diesen Winter sterben, Urgroßmutter?“

Saikmar wickelte sich in seinen Mantel und rannte hinaus in den bitterkalten Nachmittag, als wolle er mit dem Kopf schon die Schneewand einrennen, hinter der sich das Heiligtum zu jedem Winter abschloß.

Der scharfe Wind trieb ihm Schneestaub ins Gesicht und nahm ihm den Atem. Er mußte sich anstrengen, um die Klippen zu erklettern, die das Heiligtum umringten. Aber für ihn war es zu einer täglichen Gewohnheit geworden, hier hinaufzuklimmen, bis er sich von der höchsten Spitze aus umsehen konnte. Hinter ihm lag dann die silberne Kuppel des Heiligtums, und unermeßlich weit um ihn herum die Landschaft, aus der jetzt noch dunkle Felsblöcke herausragten, die aber bald ganz vom Schnee zugedeckt sein würden. Und jeden Tag starrte er nach Süden, dorthin, wo in der Ferne Carrig lag, das er vielleicht nie wieder sehen würde.

Nun aber würde es, mit Einsetzen des strengen Winters, mit diesen Spaziergängen bald für lange Zeit vorbei sein. Er blickte um so sehnsuchtsvoller nach Süden – und die ganze Erinnerung kam wieder. Wie Belfeor sein Recht beansprucht hatte, einen eigenen Stamm in Carrig zu gründen, und wie er dazu Leute hergeholt hatte, die angeblich aus dem Südländ stammten, von denen aber manche nicht einmal die Sprache beherrschten. Und darunter waren sogar Frauen, die sich noch arroganter als die Männer benahmen.

Zu Anfang hatte man ihnen Widerstand geleistet, aber sie hatten schließlich durch Zauberkräfte gesiegt. Sie hatten viele Leute zu einer unerwünschten Arbeit gezwungen, die meisten in den Gruben in den Smoking Hills. Um diesen Beschluß durchzusetzen, hatten sie viele Leute getötet. Dann hatte es Sir Bavis erlebt, wie sein eigener Sohn Ambrus seinem Stamme öffentlich abgeschworen hatte, in den Dienst von Belfeor eingetreten und von dessen sogenanntem Stamm aufgenommen worden war. Zugleich aber hatten viele gesagt, Sir Bavis habe nach langer guter Regierungszeit den Verstand verloren, als er diesen Belfeor überhaupt zuließ. Da hatte sich Sir Bavis Knole von der höchsten Zinne des Wachtturms in die Tiefe gestürzt.

Saikmar zog fröstelnd den Mantel um sich zusammen, wie er da oben auf der Klippe stand. Der Himmel wurde in dieser Jahreszeit am Nachmittag schon dunkel. Nun mußte bald die Nacht kommen – und zwar die Polarnacht, die viele Monate andauerte. Er hatte schon einmal eine Polarnacht durchlebt. Er hatte nicht geglaubt, was das bedeutete, bis er es mit eigenen Augen sah: Die Dunkelheit. Die Einsamkeit.

Draußen der heulende Wind, drinnen nur die Gebete der Priester, die den Wiederaufgang der Sonne erflehten.

Als der Widerstand gegen Belfeor zusammenbrach, war er ausgewiesen worden. Seine Mutter, sein Onkel als Oberhaupt des Stammes und seine Vettern hatten einstimmig beschlossen, daß er in das Heiligtum im Norden fliehen müsse, bevor Belfeor seine Hinrichtung befahl. Schon seit den Zeiten der Sage hatte das Heiligtum Flüchtlingen eine Unterkunft geboten. Der Unterhalt des Heiligtums kam aus den Spenden angesehener Städte und von Pilgern, Spenden an Trockenfisch, eingesalzenem Gemüse und Pökelfleisch. Auf den eigenen Äckern konnte das Heiligtum in den wenigen Sommerwochen niemals zusammenbringen, was es zum Unterhalt brauchte.

Vor allem hatten früher die Städte, in erster Linie Carrig, Karawanen mit Pilgern geschickt, die gleichzeitig größere Transporte an gespendeten Lebensmitteln heraufbrachten. Aber seit dem letzten Frühling hatte man nur noch schlechte Nachrichten. Das große Carrig hatte keine Spenden mehr geschickt, und es hatte nicht einmal Pilgerkarawanen aus dem Süden durchgelassen, die sicherlich Spenden für das Heiligtum in ihrer Last gehabt hatten.

Saikmar blickte nach unten. Vom Rand der Klippe sah er in ein verschneites, unbelebtes und schroffes Gebirgstal dreißig Meter tiefer. Ein Schritt – und er brauchte sein Schicksal nicht mehr zu beklagen. War das nicht besser als das Ende, das alle diese bedauernswerten Menschen im Heiligtum erwartete? Die Priester, die Kinder, die Flüchtlinge? Jämmerlich zu verhungern – war das ein Ende für Saikmar, Corries Sohn?

Nein, lieber ein Schritt ... und nicht mehr die harten Blicke dieser uralten Priesterinnen, nicht mehr die blassen Gesichter dieser Kinder mit den vorwurfsvollen Augen, nicht mehr das verschlossene Antlitz dieser Priester, die immer so taten, als wolle man ihnen das Geheimnis ihres Heiligtums stehlen.

Nur ein Schritt ...

Er blickte noch ein letztes Mal zum Winterhimmel auf. Und da sah er etwas! Das war ein Zeichen der Götter, wenn es überhaupt eines gab!

Da oben aus der dunkelgrauen Schneewolke löste es sich, segelte auf weit gespreizten Schwingen in einer weiten Spirale vor eine Wolkenlücke tiefblauen Himmels. Es leuchtete im Licht der Nachmittagssonne auf wie aus Erz und Gold. Es war ein junges Parradil.

Jetzt zitterte Saikmar vor Erregung und nicht vor Kälte. Das machtvolle Tier setzte zu einem Sturzflug an. Es schoß, an Saikmar vorbei, in die Tiefe der Felsschlucht. Es bremste, spreizte die Klauen und landete auf der letzten Schrofte über dem Talgrund. Und da unten faltete es seine Schwingen – und war plötzlich verschwunden.

*

In dieser Nacht schlief Saikmar nicht. Beim ersten Licht verließ er das Heiligtum. Er wußte viel über die Parradile. Man mußte zu ihnen gehen und sie nach ihren Göttern fragen. Gerade jetzt! Denn auch dieses königliche Tier mußte jetzt ein Flüchtling in fremdem Land sein. Nie vorher hatte man ein Parradil so weit im Norden beobachtet. Man kann-

te ja die Verbrechen, die Belfeor veranlaßt hatte. Hatte er vielleicht auch die Parradile aus den Smoking Hills vertreiben lassen?

Saikmar fühlte sich seltsam leicht, wie eine Feder, als er nun die Klippe hinunterkletterte und auf die Höhle zusteuerte, in der seiner Meinung nach das Tier verschwunden war. Die Schlaflosigkeit der letzten Nacht, seine Erregung, das alles mochte zu dem seltsamen Gefühl von Unwirklichkeit beitragen, das ihn beflügelte. Er hatte am Abend nichts gegessen und am Morgen nur eine Handvoll trockener Früchte zu sich genommen. Alle anderen Nahrungsmittel, die seit gestern ausgegeben waren, hatte er in der Gürteltasche – für das Parradil.

Es gehörte allerdings eine halsbrecherische Klettertour dazu, die Höhle zu erreichen. Saikmar rutschte über vereiste Abhänge und mußte sich mehrmals mit dem Messer Griffe und Tritte in das Eis schlagen, wobei ihn der böige Wind wegzuwehen drohte. Als er endlich in die Schlucht hinunterkam und einen Blick in die ersten Höhlen warf, entdeckte er mit Schrecken, daß sie zum Teil bereits vereist oder verschneit waren. Wie sollte hier ein Parradil leben, das an die warmen Berghöhlen der Smoking Hills gewöhnt war?

Doch er war entschlossen, alles zu tun, was er konnte, um das Tier am Leben zu erhalten – notfalls vielleicht sogar auf Kosten seines eigenen Lebens. Er hatte schon erwogen, der alten Priesterin vorzuschlagen, er wolle sich selbst töten, damit seine Winterration dem Tier ausgeliefert werden könne. Aber er war davon abgekommen. Sie hätte ihn ausgelacht. In der Religion des Heiligtums hatte das

Parradil keinen Platz. Für die Leute hier war es weiter nichts als ein wildes Tier aus dem Süden.

Dann hatte er überlegt, ob er dem Tier nicht alle seine eigenen Rationen bringen konnte, solange er dazu fähig war. Aber es dauerte nur noch eine Woche, bis das Heiligtum durch Schneemauern vor der Außenwelt abgeschlossen werden sollte. Von da an würde bis zum Frühjahr niemand das Heiligtum verlassen, und außerdem würde Saikmar schon nach drei Tagen ohne Nahrung nicht mehr die Kraft haben, die Bergwand zu überwinden.

Aber was konnte er denn tun?

Endlich stand er auf der Stelle, wo das Parradil gelandet war. Es war ein eisfreier Fels vor einem Höhleneingang. Er trat vorsichtig ein, aber draußen blendete die Sonne auf dem Schnee, und es dauerte eine Weile, bis seine Augen sich an das Dunkel der Höhle gewöhnten. Trotzdem stellte er am Geruch fest, daß er die richtige Höhle gefunden hatte. Er begegnete nicht zum ersten Male einem Parradil, ihr Eigengeruch war unverkennbar.

Er öffnete seine Tasche, streckte eine Hand voll Trockenfrüchte und Körnern aus und drang weiter vor.

Fünf Schritte weiter erkannte er, daß die Höhle leer war.

Entgeistert ließ er die Körner fallen. Aber der typische Geruch war doch echt! Wo im Namen aller Götter war das Tier geblieben?

Zuerst hoffte er, im Hintergrund der Höhle einen Zugang zu noch tieferen Gängen zu finden, aber vergeblich klopfte er die Wände ab. Er war so enttäuscht, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Benommen stolperte er zum Höhlen-

eingang zurück, lehnte sich an den Felsen und vergrub das Gesicht in den Händen. Er war so in seine Traurigkeit versunken, daß er das Flügelrauschen des Parradil nicht hörte, bevor das Tier so nahe heran war, daß er den Windzug der Schwingen spürte.

Er riß den Kopf hoch – und da saß das Parradil, die Flügel halb eingelegt, auf demselben Felsstück mit ihm, und beobachtete ihn mißtrauisch, und in dem schnabelförmigen Maul hielt es etwas, das ihm bekannt vorkam.

Das war ja ein Kleiderbündel! Kleider aus dicker Wolle, wie sie die einfachen Landsleute östlich von Carrig trugen.

Das Tier schien aber in ein paar Sekunden schon erkannt zu haben, daß Saikmar keine Gefahr darstellte. Es mochte vier bis fünf Jahre alt sein, also frühestens in zwei Jahren ausgewachsen, aber es hatte schon die gleiche Höhe wie Saikmar und wirkte außerordentlich stark. Es ließ das Kleiderbündel fallen und schnupperte in die Höhle. Da erst bemerkte Saikmar, daß es auch in den Klauen große Bündel unverarbeiteter Wolle hielt, auf denen es sich bewegte, wie ein Mensch in Filzschuhen. Das Tier brachte erst einmal das Kleiderbündel in der Höhle in Sicherheit, dann streifte es auch die Wollballen ab.

Machte der sich da ein Winternest? Saikmar hatte keine andere Erklärung für das seltsame Benehmen des Tieres. Aber man hatte noch nie gehört, daß dergleichen bei einem Parradil vorkam.

Das Tier schob seine Beute mit der Schnauze über den Boden der Höhle, und dabei fand es die Nahrungsmittel, die Saikmar fallen gelassen hatte. Mit der Zunge schnappte es sie auf und leckte den Felsboden trocken. Mit seinen

steifen Fingern holte Saikmar mehr davon aus seiner Tasche und hielt es dem Tier hin. Das Parradil betrachtete die Gabe prüfend, dann öffnete es das Maul. Saikmar drehte die Hand herum und schüttete seine Mitbringsel in den roten Rachen.

Das Parradil kaute und schluckte. Und einen Moment später spreizte es die Schwingen, hob sich in die Luft und rauschte nach Süden davon.

Saikmar starrte ihm verblüfft nach. Und plötzlich mußte er lachen. Er lachte, bis ihm die Rippen ächzten und die eisige Luft ihm in die Lungen schnitt.

Am nächsten Tag um die gleiche Zeit war er wieder da. Das Parradil hatte inzwischen die halbe Höhle vollgeschleppt. Lauter warmes Zeug: gestohlene Kleider von Menschen, Wolle, Flachsfasern, trockenes Gras, und sogar ein ganzes kleines Waldtier, das schon ausgenommen und vorbehandelt war, um aus seiner Haut Leder zu machen. Das Parradil war auch da und betrachtete seinen Gast neugierig, aber das Tier nahm kein Futter an, es schien auszudrücken, daß es heute schon gut gegessen habe. Und um das auszudrücken, öffnete es den Rachen und blies Saikmar einen betäubenden Geruch ins Gesicht, der unmißverständlich verriet, daß es irgendwo Fleisch erbeutet hatte.

Sie standen noch eine ganze Weile einfach so da. Auf dem Heimweg aß Saikmar diesmal seine Mitbringsel selber auf. Das Parradil hatte sie ja abgelehnt – und er konnte sie verteufelt gut gebrauchen.

Von da an kam er jeden Tag, bis sie anfangen, die Schneemauer um das Heiligtum zu bauen. Eines Tages

wußte er, daß das nun sein letzter Besuch sein mußte. Gleich morgens hatte ein Sturm eingesetzt, der auch nachmittags noch nicht nachgelassen hatte, und Saikmar wußte nicht, ob er die Höhle überhaupt noch erreichen konnte, die Tage wurden schon kurz. Trotzdem machte er den Versuch, um seinem Freund für den Winter alles Gute zu wünschen.

Das Parradil schien ihn schon erwartet zu haben. Es grunzte und schob auf einer Seite die Decken und Lumpen von seinem Lager.

Und was darunter zum Vorschein kam, das war ein Menschenwesen.

8.

Maddalena entdeckte erst später, wie lange sie bei dieser ganzen Katastrophe tatsächlich bewußtlos gelegen hatte. Als sie sich in einer riesigen Schneewehe wiederfand und sich wunderte, daß sie noch lebte, wußte sie überhaupt keine Einzelheiten mehr. Später kehrten einige Bilder wieder, und sie konnte sich ungefähr zusammenreimen, was sich abgespielt haben mußte.

Sie sah Bilder vor sich wie Blitzlichtaufnahmen: Gus Langenschmidt arbeitet verzweifelt an den Steuergeräten – ein zweiter Krach wie von einem Zusammenstoß. Sie blickt sich um und sieht mit Entsetzen ein Loch in der Kabine, und sie erkennt, wie glühende Metallfetzen davonfliegen.

Gus Langenschmidt brüllt ihr Befehle zu, sie führt sie aus wie eine Maschine, der Flugwind jault so stark, daß

man nichts mehr verstehen kann. Sie ist davon überzeugt, daß sie in den Tod rasen, es kommt ihr vor, als seien die Sterne unten und die Winterlandschaft oben. Kommandos von Langenschmidt – sie springt ins Leere. Sie schaltet automatisch den Höhenregler ein, der ihre Antriebsdüsen regelt. Sie weiß, daß der Antrieb kurz über dem Boden aussetzen soll – sie stürzt in eine Schneewehe und ist unverletzt.

Es ist dunkel. Eine Stunde liegt sie regungslos da, bis sie merkt, daß ihre Glieder trotz des Raumanzuges erstarren. Sie versucht, sich auf ihre Lage einzustellen. Aber sie weiß nur, daß sie allein ist, allein auf einem fremden Planeten, ohne Hilfsmittel, ohne Gepäck. Sie besitzt nichts außer dem, was sie am Leibe trägt. Und ihren Verstand.

Was aus Langenschmidt geworden ist, weiß sie nicht. Sie kann sich nicht einmal erinnern, das Landungsfahrzeug noch einmal gesehen zu haben, als sie durch die Luft niedertaumelte. Vermutlich ist er irgendwo abgestürzt, vielleicht aber konnte er noch rechtzeitig abspringen. Wenn er unmittelbar nach ihr das Fahrzeug verlassen hat, muß er bei der Geschwindigkeit schon Hunderte von Meilen weiter zum Boden gekommen sein.

*

Sie kroch durch den Schnee und fand endlich festen Boden. Sie sah sich um. Kaum vorzustellen, daß in dieser Welt menschliche Wesen leben konnten! Das Panorama war einfach trostlos.

Nach den Sternen stellte sie fest, daß sie wahrscheinlich in der arktischen Region gelandet war. Ihr blieb nur übrig, nach Süden zu marschieren.

Man wußte, daß das Flüchtlingsschiff von Zarathustra in der Nähe des Nordpols gelandet war. Reste davon sollten noch sichtbar sein. Beobachter hatten festgestellt, daß diese Trümmer des alten Raumschiffs zum Mittelpunkt einer besonderen Religion geworden waren. Die Flüchtlinge aber waren nach Süden abgewandert, um fruchtbares Land zu suchen. Daraus ergab sich für Maddalena eine schwache Chance, im Süden auf menschliche Behausungen zu stoßen.

Zuerst wollte sie auf Tageslicht warten, um den Marsch anzutreten. Dann fiel ihr ein, daß sie in einer Polarnacht darauf vielleicht ein paar Monate warten konnte. Sie schaltete von ihren Sauerstoffflaschen auf gefilterte Außenluft um, brachte irgendwie das lange Haar, das sie dauernd störte, aus ihrem Gesicht, und setzte sich in Gang.

Dann fing sie zu überlegen an, wie sie sich verhalten sollte, wenn sie auf menschliche Wesen traf. Sie mußte erst einmal ihr Landungsaggregat ablegen und verbergen. Sie durfte ja nichts zeigen, das ihre Herkunft von einer anderen Welt verriet. Dann mußte sie sich eine glaubhafte Geschichte ausdenken, weshalb sie überhaupt hier war. Was für eine? Von Banditen geraubt? Es gab hier Banditen, aber was sollten sie hoch im Norden suchen? Nein, sie mußte schon eine bessere Lüge erfinden.

Bald wurde sie müde. Der böige Wind machte ihr zu schaffen. Alle paar Minuten klatschte eine Verwehung gegen ihren Helm und machte ihn undurchsichtig, und sie mußte ihn abwischen. Ein kleines Gerät sorgte dafür, daß

der Helm wenigstens nicht von innen beschlagen konnte, aber sie war so müde, so unglaublich müde, sie wanderte nur noch wie eine Hypnotisierte weiter.

Schließlich hatte sie nur noch einen Wunsch, sich hinfallen zu lassen und zu schlafen. Nur in ihrem Unterbewußtsein pochte noch das Wissen: Du darfst dich jetzt nicht hinlegen ... du darfst dich jetzt nicht hinlegen ... sonst erfrierst du! Der Wind wurde eher noch steifer, man hatte das Gefühl, auf der Stelle zu treten.

Nun ging es auch noch bergauf. Die letzten Meter glaubte sie schon nicht mehr überwinden zu können. Sie fing an, sich selber zuzureden.

„Von oben“, sagte sie sich, „werde ich ein Dorf sehen. Ich werde Menschen sehen. Ein Feuer, von dem Rauch aufsteigt. Und dann wird mich einer sehen und herauskommen, um mir zu helfen. Ganz bestimmt, nur noch ein kleines Stück!“

Da bewegte sich etwas über ihr. Sie blickte auf. Schnee stäubte auf und nahm ihr die Sicht. Sie keuchte und wartete.

Plötzlich fielen ihr alle möglichen grausigen Bilder ein, die sie gesehen hatte: Geier, die über einem Sterbenden in der Wüste kreisten; Wölfe, die einem verendeten Tier auf der Spur folgten; zyklonische Flugdrachen, die über einer Karawane schwebten und einen nach dem anderen von den Reisenden im Sturzflug wegholten. Und das da oben? Was war das?

Stöhnend jagte sie den Hügel hinauf, als ob da oben die Rettung zu finden sei.

Und als sie oben angekommen war, sah sie tatsächlich etwas Unglaubliches!

Jenseits des Tales, in das sie hinabblickte, stand tatsächlich die Sonne. Man sah sie nicht, dicht über dem Horizont steckte sie in dicken Wolken, aber man erkannte die erleuchteten Wolkensäume und die wie Pfeile aufsteigenden Strahlen. Das Tal war von Felsklippen durchzogen und zerrissen. In seiner Mitte jedoch, da blinkte etwas. Und sie wußte, was das sein mußte. Nur der Chrompanzer eines Raumschiffes konnte so blitzen!

Sie war außer sich, sie schrie: „Gus! Gus!“

Sie rannte weiter.

Aber da war auf einmal nichts mehr unter ihren Füßen.

Sie sauste auf einer vereisten Rutschbahn sieben Meter in die Tiefe. Ihr Haar flog ihr wieder ins Gesicht, sie mußte prusten und spucken und konnte nicht einmal schreien. Als sie auf dem Rücken lag und den Himmel wieder von der Erde unterscheiden konnte, sah sie vor sich das seltsame geflügelte Ungeheuer, das sie vorher schon bemerkt hatte, und das jetzt mit einem blutroten aufgesperrten Rachen und mit drohend ausgestreckten Klauen vor ihr hockte.

Da schrie sie jämmerlich um Hilfe. Aber sie wußte, daß das lächerlich war, niemand konnte es hören, nur sie selbst war von ihrem Geschrei ganz taub. Irgend etwas packte ihre Arme, sie wurde auf die Füße gestellt. Sie konnte nicht mehr kämpfen. Sie überließ sich erschöpft dem fliegenden Ungetüm und seiner ungeheuren Kraft. Es hob sich mit ihr in die Luft – ihr vergingen wieder die Sinne.

Sie kam aber gleich wieder zu sich. Sie lag nun vor dem Eingang einer Höhle auf dem Rücken. Sie nahm allen Lebenswillen zusammen und kroch hinein.

Das große Tier folgte ihr. Es schnüffelte, und es fing an, sie anzuhauen, als wollte es ihr mit seinem Atem Wärme bringen.

Drinne fand sie eine Art von Nest aus alten Lumpen und Zeugfetzen. Sie brach erschöpft darauf zusammen, und sie erwartete, daß das Tier sie nun angreifen würde. Sie hatte nichts mehr, womit sie sich verteidigen konnte.

Aber es kam ganz anders. Mit seiner schnabelförmigen Schnauze begann das Tier, das Nestmaterial um sie herum aufzuhäufen, bis sie darin lag wie in einer Wiege. Es roch alles penetrant nach dem Tier, aber ihr wurde warm. Sie hockte immer noch da, und nun breitete das Tier eine seiner riesigen Schwingen aus und drückte sie mit unwiderstehlicher Gewalt auf das Lager.

Sie versuchte noch, sich zu wehren, aber mit der Wärme kam eine so ungeheure Müdigkeit über sie, daß sie plötzlich erlosch wie eine Kerzenflamme in der Zugluft.

Erst viel später kam sie zu sich – sie wußte nicht, wieviel Zeit inzwischen vergangen war. In der Höhle, am Eingang, stand ein junger Mann. Sein Gesicht war blau vor Kälte, und er starrte sie staunend an.

*

Im ersten Moment hatte Saikmar gedacht, das Mädchen sei tot, und das Parradil habe es ihm nur gezeigt, um ihm zu beweisen, daß es mit Fressen versorgt sei. Sie sah so tot aus in ihrem merkwürdigen Anzug mit einem Helm und dicken Gurten.

Aber sie war nicht tot! Sie schlug die Augen auf, und er

hörte sie sprechen. Sie richtete sich auf und schlug den Helm zurück. Sie sagte etwas in einer fremden Sprache.

Ihre Stimme war tief und rauh, aber nicht unangenehm. Plötzlich sprach sie ihn im wohlbekannten Dialekt von Carrig an.

„Wer sind Sie? Was ist das für ein Tier, das mich hierhergebracht hat?“

Saikmar starrte noch auf den seltsamen Helm, den sie jetzt von ihrer übrigen Ausrüstung löste und wie eine Glocke neben sich auf den Boden stellte. Er sagte:

„Ich bin Saikmar, Corries Sohn aus dem Stamme Twy-wit in Carrig, und lebe im Heiligtum hier in der Nähe. Dieses Wesen ist ein vornehmes Tier, ein Parradil.“

Sie nickte. Das Parradil stand nahe am Eingang und schnaufte, es sah sie aufmerksam an.

„Und Sie?“ fragte Saikmar.

Das Mädchen schüttelte hilflos den Kopf: „Ich ... ich ...“

„Was ist Ihnen geschehen? Wie sind Sie hierhergekommen?“

„Ich – weiß nicht. Ich war ohnmächtig.“

Saikmar sah sie wie ein Wunder an. Er dachte: Wenn das Parradil wenigstens reden könnte! Es wußte bestimmt mehr. Es hatte sie doch offenbar in freundlicher Absicht hergebracht, denn ein einziger Stoß mit den gepanzerten Sporen seiner Klauen hätte ja genügt, um das Mädchen zu töten.

Hatte es sie aus dem Schneesturm gerettet? Aber wie kam sie überhaupt hierher? Warum war sie so fremdartig angezogen? Oder hatte das Parradil sie von ganz weither aus dem Süden mitgebracht, wo es nach Nestmaterial suchte? So etwas war noch niemals beobachtet worden. Man

hatte schon einmal gehört, daß Parradile Kinder raubten – aber so etwas?

Saikmar erinnerte sich daran, daß er nicht mehr viel Zeit hatte. Es wurde dunkel, und der Wintersturm jaulte.

„Ich muß Sie zum Heiligtum mitnehmen, damit Sie Unterkunft und Verpflegung finden. Können Sie gehen?“

Sie stand langsam auf. Sie mußte sich vorsehen, mit dem Kopf nicht an die Decke zu stoßen. Sie sagte schwach:

„Mir geht es nicht gut. Müssen wir weit laufen? Ist immer noch der Sturm draußen?“

Sofort waren Saikmars ritterliche Gefühle angesprochen. Er sagte:

„Es ist gar nicht so schlimm. Der Sturm hat schon nachgelassen. Aber es wird gleich dunkel. Wir müssen uns beeilen.“

Vorsichtig kroch Maddalena aus dem Nest des Parradils und blickte vom Eingang in den Frühwinterabend hinaus. Sie deutete auf eine blitzende Kuppel in einiger Entfernung:

„Müssen wir dahin?“

„Ja“, sagte Saikmar. „Es ist kein leichter Weg, aber hier können Sie nicht bleiben. Morgen wird die Schneemauer um das Heiligtum geschlossen und für den ganzen Winter versiegelt. Dann kann niemand hinein oder hinaus. Auf dem Felsweg hier können wir nicht zu zweien gehen. Sie müssen mir folgen und sich an mir festhalten.“

Er brauchte sich über Maddalena nicht zu beschweren. Sie sagte kein Wort und folgte ihm sofort. Der Fels auf der schmalen aufsteigenden Leiste war von gleitendem Neuschnee verweht. Mit jedem Schritt waren sie am Abgrund des Todes.

Er merkte, daß seine Begleiterin nicht bei Kräften war. Er selbst war auch nicht mehr in Form. Würden sie diesen Aufstieg jemals überstehen?

Da brauste es über ihnen. Sie sahen das Parradil. Mit weit gebreiteten Schwingen rauschte es über ihnen durch den Wind. Zwanzig Meter vor ihnen ließ es sich auf einen Felsvorsprung herab, es flatterte mit den mächtigen Schwingen und scharrte zugleich mit den ausgespreizten Krallen. Saikmar glaubte, jetzt müsse er abstürzen. Doch ein paar Schritte weiter entdeckte er, daß der Drache ihnen eine kleine Felstafel vom Schnee reingefegt hatte, auf der sie verschnauften konnten.

Das wiederholte sich noch zweimal.

Und jedesmal hätte Saikmar darauf schwören können, daß das Parradil mit seinem Schnabelmaul auf das Heiligtum zeigte, als ob es ihnen den Weg weisen wolle.

Aber beim dritten Mal schien das Flugtier die Geduld zu verlieren. Es breitete die Schwingen ganz aus, und sein Schlagen übertönte den Wind wie Donner. Saikmar drückte sich ängstlich an die Felswand. Drei Meter über ihm schwebte das flügel Schlagende Ungeheuer. Es stieß herab, es griff zu ... und wie eine Puppe flog Saikmar in die Luft, in den Winterhimmel davon.

Es ging alles sehr schnell. Als er schreien wollte, merkte er, daß es nicht nötig war, und als er etwas tun wollte, war er schon wieder unten.

Und als Saikmar in einer kleinen Schneewehe lag und sich endlich herausgeschaufelt hatte, da sah er das Parradil noch einmal wiederkommen, diesmal mit dem Mädchen in den Fängen. Und er staunte, denn sie sträubte sich gar

nicht, wie er es versucht hatte, sondern sie brachte sich mit unglaublicher Geschicklichkeit in die richtige Lage, um neben ihm auf dem schneebedeckten Felsen zu landen.

Noch drei Atemzüge – und das Mädchen lag neben ihm. Er war sprachlos, wie sie das gemacht hatte, denn das Paradies hatte sie viel höher losgelassen als ihn selbst. Das Tier flatterte über ihnen und blickte sie aus klugen Augen an.

Dann breitete es die Schwingen ganz weit aus und schwebte davon.

Saikmar sah ihm nach wie einem auf immer verschwundenen Freund. Sein Hals war trocken. Wortlos half er dem Mädchen auf.

Sie standen vor dem Eingang des Heiligtums, vor dem die Schneemauer schon fast geschlossen war.

9.

Für die Flüchtlinge im Heiligtum war der Bau der Schneemauer das Schlimmste. Da mußten sie aus Schnee Ziegel zusammenklopfen und aufeinandertürmen, bis sie nicht mehr konnten. Aber das forderte man ihnen ab, das war die Leistung, die sie jedes Jahr dafür zahlen mußten, daß man ihnen Zuflucht gewährte, eine Schlafstätte und die nötigste Verpflegung.

Die meisten von ihnen sahen verhungert und hohläugig aus. Hände und Gesichter waren vom Wintersturm gerötet und gesprungen. Nur wenige unter ihnen trugen noch richtige Kleider. Die meisten hatten sich aus alten Decken Umhänge geschnitten.

Saikmar wußte, daß man erwartet hatte, er würde an die-

ser Arbeit teilnehmen. Er hatte es nicht getan. Zwar hatte ihn niemand darauf direkt angesprochen, aber er spürte jetzt, wie die anderen ihn mit scheelen Blicken ansahen. Immerhin grüßten sie stumm, und er führte die Fremde durch das letzte noch offengelassene Tor in den Eingang des Heiligtums.

Dort aber stand Nyloo, die alte Priesterin, mit einem Gesicht, das wie gefroren aussah. Und sie fragte:

„Nicht nur eines, sondern zwei Mäuler zu füttern?“

„Die Frau hier ruft den Schutz des Heiligtums an“, antwortete Saikmar scharf. Er wußte zwar gar nicht, ob die Fremde das wollte, aber draußen war ihr der Tod sicher.

„Was du nicht sagst!“ In Nyloos altem Gesicht funkelten die Augen. „Eine Frau für dich, was? Damit du im Winter nicht frierst? So eine Art Succubus!“

„Ich weiß nicht, was ein Succubus ist“, entgegnete Saikmar. „Sicher hat es mit Zauberei zu tun, und das ist dein Gebiet, Nyloo.“

„Allerdings!“ sagte Nyloo wütend. „Ich wüßte auch nicht, wo ohne Zauberei das Futter für noch einen Hungrigen herkommen soll.“

„Ihr habt fast siebzig Flüchtlinge im Heiligtum“, sagte Saikmar. „Einer mehr – macht das einen Unterschied?“

„Es ist ein Unterschied“, schnappte die Alte.

Inzwischen hatten die Leute an der Schneemauer zu arbeiten aufgehört und sammelten sich drohend um Saikmar und den neuen Gast. Vorn standen zwei Männer, die mit Frauen und Kindern im Heiligtum lebten.

„Dies Weib!“ sagte einer und packte Maddalena hart an der Schulter. „Wo kommt sie jetzt her? Kommt sie über-

haupt von einer Stadt, die Karawanen hergeschickt und damit ein Recht auf Hilfe erworben hat?“

„Sehr richtig ... richtig ...“, murmelte der ganze Chor.

„So ist es“, nickte Nyloo. „Wenn diese Frau leibhaftig ist und kein Succubus – was besser wäre, denn Geister essen nichts – dann kann sie ja wohl selber den Mund aufmachen und sprechen.“

„Ich bin aus Dayomar, einer Stadt im Süden“, sagte das Mädchen laut und blickte Nyloo ins Gesicht.

„Dayomar?“ meinte einer der Männer enttäuscht. „Was sagst du, Priesterin?“

„Ja, wir haben aus Dayomar Sendungen bekommen“, antwortete die Priesterin langsam. „Sie haben Asylrecht bei uns. Aber bisher hat es noch nie jemand von soweit südlich in Anspruch genommen.“

Saikmar nützte das Zögern aus und sagte: „Dann gib uns den Weg frei, alte Frau.“

„Nicht so hastig“, grollte der Mann. „Sie sagt, sie sei aus Dayomar. Ich bin selber dort gewesen, bevor mich meine ungerechten Ankläger zur Flucht zwangen. Und da unten im Süden habe ich nie solche Kleider gesehen, wie sie trägt.“

Die Angst vor dem Hunger trieb die Flüchtlinge zu einer feindseligen Haltung. Sie begannen zu schreien:

„Jagt sie weg! Jagt sie alle beide weg! Der kommt sich viel zu vornehm vor, um wie wir zu arbeiten!“

Nyloo hob die Hand und gebot Schweigen. „Von Dayomar?“ fragte sie. „Aber – wie bist du hierhergekommen?“

„Das – weiß ich selber nicht“, sagte das Mädchen nach einer Pause.

Saikmar rief: „Ich habe sie in dem Nest des Parradils gefunden, das unten am Berg in einer Höhle haust. Das Parradil hat sie in sein Nest geholt und vor dem Sturm geschützt!“

„Das ist ein Märchen“, grollte der Mann. „Ich sage: jagt sie weg!“

Aber Nyloos Haltung hatte sich plötzlich gänzlich geändert. Ohne den Blick von dem Mädchen zu wenden, zeigte sie mit dem knochigen Finger auf Saikmar:

„Willst du das auf deinen Eid nehmen? Einen Eid leisten auf alle Götter Carrigs und deines Stammes und auf das Parradil?“

„Sofort“, sagte Saikmar.

Nyloo trat langsam vor und betastete mit suchenden Fingern die Kleidung des Mädchens. Dann trat sie zurück. Die Flüchtlinge warteten verwundert.

„Das ist ein Zeichen“, sagte die Alte, „ein Omen. Bis wir einen endgültigen Beschluß gefaßt haben, müssen wir dich aufnehmen. Wenn wir herausfinden, daß du gelogen hast und daß Saikmar einen Meineid geleistet hat, werden wir die Schneemauer aufbrechen und euch beide in den Wintertod hinausjagen.“

Sie trat zur Seite und nickte mit ihrem fast kahlen Schädel: „Tretet ein!“

*

Maddalena wußte genau, wo sie sich befand. Als sie die chromblitzende Kuppel zuerst erkannte und nach Gus Langenschmidt gerufen hatte, war sie von der Wahrheit gar nicht weit entfernt. Das Heiligtum war sehr wohl der Über-

rest eines Raumschiffes, wenn auch nicht des Fahrzeugs von Langenschmidt. Dieser sogenannte Zufluchtsort war nichts anderes als das Raumschiff, das einst achthundert Flüchtlinge von Zarathustra hergebracht hatte und später zum Mittelpunkt eines Kultes geworden war.

Schon beim Eintreten konnte sie feststellen, daß das Schiff bei der Landung stark beschädigt worden war. Der Eingang war augenscheinlich früher die Luke für ein Rettungsboot gewesen, und die Tür hatte sich durch den Aufprall oder durch das Gewicht im Laufe der Jahrhunderte so verzogen, daß sie sich nicht mehr schließen ließ. Deshalb wurde die Schneemauer davor als Windschutz errichtet.

Im Innern war die dauerhafte Plastikschiicht, die das Metall vor Korrosion schützen sollte, auf den Böden von unzähligen Füßen abgelaufen, und hier und da zeigten sich Rostflecke. In den ersten Gängen glitzerte dicker Reif an den Wänden bis zu einer Innentür, die noch richtig schloß. Dahinter war es mollig warm, aber die stickige Luft wies eindeutig auf das enge Beisammenhausen der Menschen und sehr schlechte sanitäre Verhältnisse hin. Maddalena schauderte.

Aber Saikmar drängte weiter. An einem Querweg trafen sie auf ein halbes Dutzend Kinder zwischen fünf und zehn Jahren, die mit Klötzen aus einer gummiartigen Masse spielten. Saikmar ging weiter nach links.

Hier unten hatte der Aufprall die Außenplatten ernstlich in Mitleidenschaft gezogen. Risse und Fugen waren mit Lehm und Fetzen verstopft und mit Farbe übermalt. Maddalena vermutete hier die Mannschaftsunterkünfte, denn man sah eine Reihe von Einzeltüren in fünf Metern Ab-

stand auf beiden Seiten. Die Türen waren teilweise entfernt, zum anderen Teil in geöffnetem Zustand festgerostet, und man hatte Vorhänge aus Bastgeflecht oder aus Tierfellen angebracht.

Saikmar hielt vor einer Tür ganz am Ende des Ganges, die dichter verschlossen war. Eine Metallplatte, die wahrscheinlich irgendwo einmal ein Tisch gewesen war, war hier als Tür aufgerichtet und durch einen Balken aus Bronze versperrt. Dieser mächtige Riegel war durch ein unförmiges Schloß von mindestens drei Pfund Gewicht abgesperrt, und Saikmar förderte aus einer Tasche einen Schlüssel dafür zutage.

„Kommen Sie herein“, forderte er auf.

Sie betrat eine Vierbett-Kabine. Eines der Betten war ausgehakt. Saikmar schien mehr zu besitzen als die übrigen Leute hier, wenn er auf solche Vorsichtsmaßnahmen Wert legte. Die verbliebenen drei Kojen waren beladen mit Kleidern, Decken, dicken handgeschriebenen Büchern, einigen Metallgegenständen, die wahrscheinlich zur Waffenausrüstung gehörten, und anderen Dingen.

Als sie das sah, mußte sie mit Bedauern an ihre eigene Ausrüstung denken, die im Landefahrzeug geblieben war. Sie hatte keine Möglichkeit, sich bei ihren Leuten zu melden, keine Waffen, keine Medikamente – und gerade das Fehlen von Arzneien konnte hier auf einem unterentwickelten Planeten den Tod bedeuten.

Nach den Szenen bei ihrem Auftauchen zu schließen, gab es hier nicht einmal genug Lebensmittel, und da der arktische Winter bis zu sechs Monaten andauern konnte, war auch keine Hilfe von außerhalb zu erwarten.

Bei alledem hatte sie noch Glück gehabt. Sie hatte schon befürchtet, daß man ihren Raumanzug erkennen und sie deshalb als einen Feind von außerhalb betrachten würde. Aber die fremden Eindringlinge, die aus ihrem Raumschiff auf Langenschmidt gefeuert hatten, hielten sich wohl selbst noch verborgen oder trugen ortsübliche Kleidung. Wenn Herons Tod kein Unfall war, hatten sie wohl selbst alles Interesse daran, die Anwesenheit von Wesen anderer Welten auf diesem Planeten vorläufig nicht laut werden zu lassen.

Schlau waren sie gewesen, dachte Maddalena mit Bitterkeit. Es hatte lange gedauert, bis man im Korps überhaupt etwas von ihrer Tätigkeit merkte; noch länger, bis ein Agent zur Untersuchung losgeschickt wurde. Aber als der Kreuzer des Korps im wirklichen Raum aufgetaucht war, hatten sie sofort auf ihn gefeuert, und damit hatten sie noch einmal ein oder zwei Jahre Zeit gewonnen, es sei denn, Langenschmidt war auch noch heil heruntergekommen und besaß ein Raumpfunkgerät.

Aber bis dahin konnten die Eindringlinge festen Fuß gefaßt haben, um dem Korps entgegenzutreten. Denn man konnte die Flüchtlingsplaneten von Zarathustra unter zwei verschiedenen Gesichtswinkeln sehen.

Der eine Standpunkt war der, den das Korps einnahm: die dort entstehenden Kulturen sich selbst entwickeln zu lassen und ihnen fremde Einmischung fernzuhalten, bis sie so weit waren, in den Ring der hohen Zivilisationen aufgenommen zu werden.

Aber darin lag auch eine Gefahr. Fremde Eindringlinge konnten sich einnisten und die Nichteinmischung des

Korps dazu ausnutzen, sich zu Diktatoren aufzuschwingen. Bis das Korps sich dann wider Willen doch zu einem gewaltsamen Eingreifen entschloß, konnte ein halbes Jahrhundert vergehen. Denn man überwachte zweihundertundsechzig bewohnte und zivilisierte Planeten, und jedem Entschluß ging ein sehr, sehr langes und vorsichtiges Studium voraus.

Aber dann konnte es zu spät sein.

Diese Überlegungen versetzten Maddalena in eine ganz neue, erregende Lage. Einerseits war ihre Situation so hoffnungslos, daß sie nur zittern konnte.

Aber auf der anderen Seite hatte sie im Stützpunkt ein- einhalb Jahre lang gemeckert und gemurrt, weil sie nur Aufgaben erhalten hatte, die unter ihren Fähigkeiten lagen. Und plötzlich stand sie, völlig auf sich selbst gestellt, so großen und gewaltigen Problemen gegenüber! Kein Vorgesetzter redete mehr drein, keine Organisation kam zu Hilfe, nichts.

Und noch mehr: es hing sogar von ihr allein ab, ob sie diese Aktion überlebte – oder nicht.

Außer den Kojen gab es in der Kabine keine Möbel. Es gab zwar sanitäre Einrichtungen, aber die wurden augenscheinlich schon seit der Landung des Schiffes nicht mehr benutzt.

Saikmar machte ihr auf einer Koje einen Platz frei, legte eine Decke auf das Metall und bot ihr den Platz an. Jetzt wußte sie auch, woher die Kinder ihre Gummiklötzchen hatten. Sie waren aus dem Material der Matratzen geschnitten, die einmal auf diesen Kojen gelegen hatten.

Sie setzte sich und löste ihren Helm ganz vom Anzug.

Saikmar sah ihr neugierig zu, aber in seinem Blick lag kein Argwohn. Jetzt fiel ihr wieder ein, daß er irgendwann gesagt hatte, er sei aus Carrig. Dann wußte man also auch in Carrig noch nicht, was ein Raumanzug bedeutete.

Das war erleichternd.

Sie wartete, daß er etwas sagte.

10.

Saikmar hatte allerdings seine eigenen Sorgen. Erst als Nyloo von Zeichen und Omen sprach, war er auf den Gedanken gekommen, das sonderbare Auftauchen dieses Mädchens mit übernatürlichen Erscheinungen in Zusammenhang zu bringen.

Die ganze Geschichte – seine Entdeckung des Parradils, seine Wege dorthin, die Auffindung des Mädchens, die völlig einmalige Hilfeleistung des Tieres, die Worte der Priesterin – das alles gärte in ihm, kam eines zum anderen, erregte ihn. Und er zweifelte kaum noch daran, daß hier die Götter in das Schicksal eingegriffen hatten.

Und so fragte er nach ein paar tiefen Atemzügen:

„Sind Sie ein Mensch, oder kommen Sie von den Göttern?“

Das Mädchen überlegte vor der Antwort. Sie spürte die absolute Aufrichtigkeit in Saikmars Worten. Übrigens – wußte sie denn selber die Wahrheit? Sie sagte schließlich:

„Ich bin ein ganz normaler Mensch. Aber ich habe sehr seltsame Dinge erlebt.“

„Sie sagen, Sie seien aus Dayomar. Wie ist dort Ihr Name?“

„Melisma, Tochter von Yull und Mazi, aber meine Eltern sind tot.“

Dazu machte sie ein Zeichen, das im Südlande bei solcher Gelegenheit üblich war.

„Aber wie sind Sie aus dem Südländ hergekommen?“

Wieder überlegte sie. Dann:

„Ich kann mich nicht genau erinnern. Vielleicht hat mich das Parradil hergebracht. Ich kann es mir anders nicht vorstellen.“

Für Saikmar konnte es nur einen übernatürlichen Grund haben, daß sie hier war. Im Laufe des letzten Sommers waren keine Karawanen nach Norden über Carrig hinausgekommen, und das Heiligtum lag etliche Tagereisen vom nächsten Dorf entfernt. Er schloß die Augen. Noch konnte er nicht wissen, was der Gast bedeutete, den ihm die Götter da geschickt hatten. Aber er zweifelte nicht daran, daß in der ganzen Sache ein Hinweis an ihn selber verborgen war. Und wenn Nyloo die Sache anders sehen und verdrehen wollte, dann würde er sie töten.

Das Mädchen fragte nachdenklich: „Ist dies das nördliche Heiligtum?“

„Ja.“

„Und warum sind Sie hier?“

„Ich mußte hier Zuflucht suchen“, sagte Saikmar verbittert. „Ich bin ein Adliger aus Carrig, wo in jedem Jahr bei der Königsjagd entschieden wird, wer regieren soll. Ich war dazu bestimmt, den König zu besiegen, aber ich wurde von Eindringlingen aus dem Süden vertrieben. Wenn ich nicht geflohen wäre, so wäre ich jetzt tot. Denn die Fremden haben sich in der Stadt mit Verrätern ver-

bündet. Einer von ihnen ist Ambrus, Sohn von Knole, den die Götter vernichten mögen. Und alle, die sich ihnen entgegenstellen, verbrennen sie mit ihrem Blitzstrahl.“

„Aber“, sagte das Mädchen aufmerksam, „dann sind Sie ja ...“ Sie kam nicht weiter, denn die Tür wurde aufgerissen, und der Mann stürmte herein, der sie schon draußen angegriffen hatte. Hinter ihm drängten sich die Männer und Frauen, die an der Schneemauer gearbeitet hatten. Der Mann mit der grollenden Stimme sagte:

„Hier bin ich, und ich nenne euch Diebe und Gauner! Mit euren Fabeln von Wundern und Omen könnt ihr einer alten Frau den Kopf verdrehen, aber nicht uns. Wir haben nichts zu essen, weil eure verdammte Stadt Carrig im Sommer alle für uns bestimmten Karawanen angehalten und die Spenden für sich behalten hat. Und deshalb werden wir euch jetzt aus dem Heiligtum hinauswerfen. Geht doch nach Carrig – wenn ihr könnt.“

Der Mann grinste, und die Leute hinter ihm riefen beifällig. Einige von ihnen schlangen Knüppel und Messer, der Haß verzerrte ihre Gesichter.

Das plötzliche Schweigen riß an den gespannten Nerven. Saikmar sah sich nach seinem Schwert um, das er bei seinen Märschen zum Parradil nicht angelegt hatte. Aber es lag in der anderen Ecke der Kabine, im Moment unerreichbar. Doch mit Schwert oder ohne, er würde kämpfen!

Der Anführer der Eindringlinge verlor die Geduld. „Los!“ kommandierte er. „Raus mit euch.“

„Graddo! Gib sie uns raus!“ rief hinten eine wütende

Stimme. „Und wenn sie nicht wollen, dann werden wir ihnen gleich Beine machen!“

„Mach ich schon!“

Er trat einen Schritt auf Saikmar zu und wollte ihn am Arm packen. Was dann kam, konnte Saikmar nicht sehen, weil er sich duckte, um den Angreifer zu unterlaufen. Aber dieser Graddo war plötzlich nicht mehr da. Das heißt, er lag auf dem Rücken, machte ein fassungsloses Gesicht, und das Mädchen Melisma stand über ihm.

„So, die wollen es durchaus mit Gewalt besorgt bekommen“, rief einer an der Tür, der trotz der mageren Wochen noch sehr kräftig aussah, und stürmte mit einem Knüppel herein. Zugleich versuchte Graddo fluchend, wieder auf die Beine zu kommen. Saikmar hoffte, daß das außergewöhnliche Mädchen mit Graddo noch für einen Moment fertig werden würde. Er wich dem Schlag des Mannes mit dem Knüppel blitzschnell aus. Der Schlag ging ins Leere – und der Mann stolperte über Graddo, der in diesem Moment zum zweiten Male zu Boden ging. Der Mann mit dem Knüppel krachte mit dem Kopf gegen die Metallwand; die ganze Kabine dröhnte.

Saikmar wartete nicht, bis der Bursche sich gefaßt hatte, sondern schmetterte ihn zum zweiten Male gegen die Wand. Dann wirbelte er gegen einen neuen Angreifer an der Tür herum. Er täuschte einen direkten Angriff vor, warf sich aber im letzten Moment zur Seite. Der Mann schoß an ihm vorbei, und das Mädchen fing ihn mit einer Hand am Handgelenk ab und setzte die andere Hand als Hebel hinter seinen Ellenbogen. Der Mann brüllte wie am Speiß. Stöhnend fiel er auf eine Kojе. Als er es versuchte,

sich aufzurichten, konnte er den Arm vor Schmerzen nicht bewegen.

Meine Güte, dachte Saikmar, man konnte sich schon vorstellen, daß so ein Weib sich im Nest eines Parradils zu Hause fühlte.

Graddo schien noch nicht genug zu haben, er kam abermals hoch. Diesmal verlor Melisma die Geduld und setzte ihm einen Fuß in den Magen. Sie trat nicht richtig zu, aber es genügte, um Graddo aufstöhnend zusammenklappen zu lassen.

Der Mann mit dem verrenkten Ellenbogen schrie wieder auf, und das schien den Mut der anderen vor der Tür wesentlich abzukühlen. Keiner hatte jetzt mehr Lust, dasselbe zu erleben wie Graddo. Außerdem war mit den drei Ausgeschalteten und den beiden Siegern die Kabine ohnehin voll.

Plötzlich aber machte sich hinter den Flüchtlingen eine scharfe Kommandostimme bemerkbar. Bestürzt machten die Leute Platz. Einige senkten die Köpfe, als Nyloo erschien, andere blickten finster drein.

Die alte Priesterin blickte in die Kabine und begriff sofort. An ihrem Arm hing ein zehnjähriges Mädchen mit einem unnatürlich weisen Gesichtsausdruck.

Die Alte fragte das Kind:

„Du sagst, Graddo hätte mit der Schlägerei angefangen?“

Das Kind nickte.

„Graddo!“ Die Stimme der Alten war hart wie ein Eisblock. Der gekrümmt am Boden liegende Mann blickte unschlüssig auf.

„Du hast das Heiligtum verletzt. Du bist ausgestoßen.“

Du wirst in die Winternacht hinausgetrieben, und dein Name sei verflucht!“

Graddo wurde leichenblaß, wie erstarrt blieb er liegen. Ein unterdrücktes Stöhnen ging durch die Reihen der Flüchtlinge, als sie dieses furchtbare Urteil hörten.

Saikmar wischte sich erleichtert über die Stirn. Das war eine gründliche Lektion! Er war überrascht, als er Melisma fragen hörte:

„Was soll mit ihm geschehen?“

Nyloo blickte sie an:

„Er wird in den Winter hinausgetrieben, und soll leben oder sterben, wie die Götter es beschließen.“

„Nicht meinetwegen“, sagte Melisma. „In meinem Namen soll das nicht geschehen.“

„Es wird geschehen, weil er dich angegriffen hat“, erwiderte die Alte kurz. „Hier hat niemand zu beurteilen, was recht und unrecht ist, wir allein, die Priester, haben das Recht dazu. Graddo, zum letzten Male wird dein Name hier ausgesprochen. Er ist verdammt. Geh jetzt.“

Benommen stand Graddo auf und stolperte zur Kabinentür. Die anderen wichen vor ihm zurück, als ob er eine ansteckende Krankheit habe. Nach einem letzten Rundblick folgte Nyloo mit dem Kind. Auch die anderen beiden Angreifer verschwanden, möglichst unauffällig und erleichtert, daß sie dem Zorn der Alten entgangen waren.

Melisma wollte hinterdrein, aber Saikmar hielt sie am Arm fest:

„Was mischen Sie sich ein? Er wollte dasselbe ja auch mit uns tun.“

Sie antwortete nicht und schüttelte nur den Kopf. Sie trat

in den Raum zurück. Er befestigte wieder den improvisierten Riegel. Als er sich umdrehte, war sie dabei, ihren seltsamen Overall auszuziehen. Sprachlos starrte er sie an, denn plötzlich wirkte sie schlank und schön gewachsen wie eine Tänzerin, und unter dem Anzug trug sie kostbare Kleider.

Er kam aber nicht dazu, darüber zu sprechen, denn im gleichen Moment hallten Gongschläge durch den Bau, und viele aufgeregte Füße trappelten.

„Was war das?“

„Das Signal zur Essenausgabe. Haben Sie Hunger?“

Sie nickte.

„Dann kommen Sie.“

*

Maddalena-Melisma übersah die sauren Mienen der Leute, die im Korridor vor einer Tür Schlange standen, aus der Essensduft hereinzog. Jetzt aber wurde sie in ihrem hübschen Kleid, mit ihrem strahlenden, gesunden Aussehen hauptsächlich von den Frauen angestarrt. Auch unter ihnen waren die meisten noch jung an Jahren, aber durch Sorgen und Hunger früh gealtert. Zwei oder drei junge Männer grinsten anzüglich, blickten jedoch schnell in eine andere Richtung, als Saikmar auftauchte.

„Wer sind nun eigentlich all diese Leute?“ fragte Maddalena leise.

Er antwortete, ebenfalls so gedämpft, daß sie auf seine Lippen sehen mußte:

„Das Asylrecht besteht seit undenkbaren Zeiten. Diese

Leute haben es genau wie ich angerufen, um einer ungerechten Anklage zu entgehen, oder einer Bestrafung wegen Schulden, oder weil sie aus ihren Städten verbannt wurden und nirgends sonst unterkommen können. Mit uns und ohne Graddo sind es jetzt neunundsechzig. Es sind Menschen ohne Hoffnung und ohne Zukunft. Sie können nicht einmal hoffen, durch ihre Nachkommen weiterzuleben, denn die Kinder werden von den Priestern übernommen und den Eltern allmählich entwöhnt, um später in die Mysterien des Kultes eingeweiht zu werden. Denn die Priesterinnen sind Jungfrauen, und die Priester sind nicht imstande, Vater zu werden.“

Melisma konnte ihre Überraschung kaum verbergen. Die Schlange geriet in Bewegung. Saikmar zeigte nach vorn: „Dort in dem Raum – Sie werden sehen.“

Und sie sah. Der Raum war voll Dampf, doch sie erkannte sofort, daß er die ursprüngliche Kantine des Schiffes war. Hinter einem Ausgabetisch aus Metall standen ein paar fette Männer und füllten eine Art Stew in die Näpfe, die ihnen hingehalten wurden. Dazu erhielt jeder ein Stück hartes, grobes Brot und einen Streifen Trockenfisch, auf dem die Salzkörner glitzerten. Mit hohen, meckernden Stimmen fuhren die Köche mitunter auf Kinder los, die aus der Reihe tanzten.

Das also, diese Köche, waren die Priester, und sie konnten nicht Väter sein. Als die Zarathustra-Flüchtlinge gekommen waren, hatte natürlich das Verbot der Elternschaft für Raumschiffs-Besatzungen bestanden, weil man damals noch keinen einwandfreien Strahlenschutz entwickelt hatte. Dadurch hatte sich wahrscheinlich hier in dem Raum-

schiffs-Heiligtum eine Tradition entwickelt, deren ursprünglicher Grund längst vergessen war. Genau so hatte sich ja das Fluchtschiff selbst zum Zufluchts-Heiligtum entwickelt.

Maddalena fiel aber auf, daß sie nicht die ganze Kantine vor sich sah. Die Leute gingen nicht zu Tischen und Bänken, um zu essen, sondern kehrten in ihre Schlafräume zurück und nahmen ihr Essen mit. Als sie genau hinsah, stellte sie auch fest, daß der Ausgabetisch nicht mehr an der ursprünglichen Stelle stand, sondern abgeschraubt und mehrere Meter zur Tür hin verschoben war. Durch den Dampf erkannte sie Beulen und Risse in Rückwand und Decke, Röhren führten durch die Risse.

Als Saikmar und sie an der Reihe waren, einen Blechnapf mit Stew, Brot und Fisch zu empfangen, fragte sie:

„Was befindet sich da hinter der Wand, hinter den Priestern?“

Saikmar schüttelte den Kopf:

„Das gehört zum magischen Bezirk, nur die Priester dürfen hinein. Ich weiß nichts darüber. Nur, daß es dort immer warm ist, auch im Winter, und daß es dort immer etwas zu essen gibt.“

Da hinten im Dunkel mußte also noch eine Energiequelle existieren! Sicher war es nicht der Hauptgenerator des Schiffes, der nach den Anzeichen, die sie bereits beobachtet hatte, bei der Bruchlandung ausgefallen sein mußte. Aber vermutlich hatten damals die Überlebenden aus dem vorhandenen Material Behelfs-Reaktoren eingerichtet, um den ersten Winter zu überstehen. Und davon mußte noch etwas intakt sein!

Wenn es irgend eine Möglichkeit dazu gab, so mußte sie in dieser Richtung weiterforschen.

Sie begleitete Saikmar zurück in seine Kabine und aß. Das Stew schmeckte zwar sehr fade, aber es war heiß, und das schwere Brot sättigte. Der Trockenfisch roch und schmeckte trotz der Salzschrift halb verdorben. Sie biß nur einmal ab und schob ihn auf die Seite. Sie fragte:

„Warum waren die anderen Flüchtlinge so gegen mich eingestellt?“

Er erklärte ihr, daß die üblichen Spenden-Transporte für das Heiligtum in diesem Sommer ausgeblieben waren. Die Flüchtlinge waren der Meinung, daß Carrig als nördlichste Stadt die Lieferungen zurückbehalten haben müsse. Ihr hilfloser Zorn richtete sich nun gegen jeden, der aus Carrig kam und obendrein von vornehmerer Abkunft war als sie selbst.

Die Erwähnung seiner Heimat brachte ihn in Feuer, und er erzählte ihr, wie Belfeor und Pargetty zur Macht gekommen waren und sich mit Ambrus verbündet hatten. Dann hatten sie eine Horde in die Stadt geholt, die wahrscheinlich schon draußen gewartet hatte. Belfeor hatte diese Banditen mit magischen Waffen ausgerüstet und regierte mit ihnen die Stadt gegen den Willen des Volkes.

Für Maddalena war es nun klar, daß Belfeor ein Fremder von einem anderen Planeten war, der die Königsjagd geschickt benutzt hatte, um die Macht zu ergreifen, und der nun mit Hilfe seiner Strahlpistolen regierte. Er hatte genug Zeit gehabt, eine sichere Herrschaft zu begründen.

Sie war nur darüber enttäuscht, daß Saikmar seit einem Jahr keine neuen Nachrichten aus Carrig mehr hatte.

Das Schlimmste war, daß sie nun bis zum Frühjahr hier festgenagelt war. Und wenn Nyloo zu der Ansicht kam, daß ihre Angaben über ihre Herkunft nicht stimmten, dann würde sie vielleicht nicht einmal den Frühling mehr erleben.

11.

In den nächsten Tagen lernte Maddalena das eintönige Leben im Heiligtum näher kennen. Die Leute versanken hier im Winter in eine Art Winterschlaf. Sie waren zwar wach, reduzierten aber ihre ganze Vitalität auf einen so geringen Stand, daß sie fast apathisch wirkten.

Zweimal täglich dröhnte der Gong zur Essenausgabe, und das war für die Einwohner das einzige Ereignis des Tages. Kurz nach dem zweiten Essen erlosch das Licht bis auf einen Schimmer. Etwa acht Stunden später wurde es wieder hell. Sie war selbst so sehr an Beleuchtung ohne sichtbare Lichtquelle gewöhnt, daß sie erst nach ein paar Tagen darauf kam, auch hierin einen Beweis für eine funktionierende Energiequelle zu sehen.

Ein Reaktor mußte vorhanden sein, der seit siebenhundert Jahren arbeitete. Sie war entschlossen, ihm auf die Spur zu kommen.

Anfangs hatte es sie bedrückt, mit Saikmar zusammenwohnen zu müssen. Es zeigte sich dann aber, daß er sie mit rührender Rücksicht behandelte und nicht in der ruppigen Art, in der die Leute hier sonst mit Frauen umzugehen pflegten. Sie entdeckte den Grund: er hielt sie für ein besonderes Wesen und ihr Erscheinen für ein Omen der Göt-

ter. Bei den anderen Flüchtlingen hatte es einen tiefen Eindruck hinterlassen, wie sie mit Graddo fertig geworden war, und auch sie behandelten Maddalena mit einem gewissen Respekt.

Nun mußte sie versuchen, an die Energiequelle heranzukommen. Für Saikmar waren diese Zusammenhänge schlicht und einfach Zauberei, und von den Priestern, die ihre Geheimnisse eifersüchtig hüteten, war bestimmt nichts zu erfahren.

Etwa ein Drittel des einstigen Raumschiffs war allgemein zugänglich, ungefähr ein weiteres Drittel blieb der Priesterschaft vorbehalten. Das letzte Drittel war zerstört oder jedenfalls unbewohnbar.

Eines Abends wartete sie, bis Saikmar schlief, und erhob sich dann lautlos von ihrer Koje. Es war ihr gelungen, die Kopflampe von ihrem Raumhelm abzumontieren. Die Lampe hatte genug Energie für einige Monate, der Lichtkegel konnte ganz klein eingestellt werden.

Mit Hilfe von Decken löste sie den Metallriegel, ohne Saikmar aufzuwecken, und schlüpfte auf den Korridor hinaus. Irgendwo weinte ein Kind, aber sonst war alles ruhig.

Ein Geruch nach Essen hing noch in der Luft und brachte ihr zum Bewußtsein, daß sie nun auch schon wie die anderen Flüchtlinge nur noch an den Hunger dachte.

Die Kabinentür war von innen verschlossen und ließ sich trotz aller Mühe nicht öffnen. Aber mit der Lampe stellte sie fest, daß die Türeinfassung stark verbeult war. Fünf Minuten arbeitete sie mit ihrem Messer, das sie mitgebracht hatte, dann glückte es ihr tatsächlich, das Türschloß auszuschnappen.

Sie stellte erleichtert fest, daß in der Kantine keine Nachtwache schlief, und trat geräuschlos hinter den Ausgabetisch. Sie blickte in die großen Töpfe, in denen die dünnen Suppen und Stews, ihre Hauptnahrung, gekocht wurden. Wie erwartet wurden sie durch Dampfrohre beheizt. Die meisten Röhren waren verbogen, leck, notdürftig geflickt. Alle Rohre führten durch Löcher in der Rückwand.

Die Anlage mußte nach der Bruchlandung errichtet worden sein. Man hatte das Metall mit Plastikmasse besprüht, von der hier und da noch etwas zu sehen war.

Das größte Loch genügte für sie zum Durchkriechen. Zunächst leuchtete sie hindurch. Sie blickte in einen großen Raum voller Maschinen. Sofort beschloß sie, tatsächlich einzusteigen.

Die Dampfrohre waren jetzt glücklicherweise kalt, und auch im Maschinenraum fand sie keine Wache. Als sie sich die Sache näher ansah, bekam sie einen Schreck. Die ganze Geschichte sah unglaublich verrottet und abbruchsreif aus. Nun, sagte sie sich, das Ding hatte siebenhundert Jahre gehalten und würde wohl nicht ausgerechnet jetzt in die Luft fliegen. Und wenn doch, so konnte sie auch nichts daran ändern. Vorsichtig ging sie weiter und untersuchte alle Gegenstände mit ihrer Lampe.

Die ersten Bewohner, die nach der Landung noch lebten, hatten hier alles Brauchbare zusammengeschiepelt, um ihr Leben erträglich zu machen. In der Mitte stand ein Fusionsreaktor – ein älteres Modell als das älteste Museumsstück der ganzen Galaxis. Ein großes Rohr nach draußen diente vermutlich zur Aufnahme von Schnee, der ge-

schmolzen und gefiltert das notwendige Wasser für den Betrieb des Reaktors lieferte. Ein kleiner Teil des Wassers diente dem atomaren Prozeß, der Rest wurde verdampft und speiste die Heizung. Außerdem wurde mit Dampf auch ein kleiner Turbo-Generator betrieben, der die Lichtversorgung gewährleistete.

Was war hier nun noch zu entdecken? Plötzlich stand sie wie angewurzelt da. Denn die in Betrieb befindlichen Apparate waren nicht die einzigen im Raum! Andere standen an der Wand, dick mit Staub bedeckt, seit Jahrhunderten nicht benutzt. Einen der Apparate erkannte sie sofort.

Sie faßte sich schnell, doch sie zitterte vor Aufregung, als sie den Staub abwischte und die Kontrolldeckel öffnete. Denn das Ding sah unbeschädigt aus. Nun kam es darauf an, ob sie es in Gang zu bringen verstand.

Sie fand hinter einer anderen Maschine ein Stück Kabel, das ihr als Werkzeug diente. Der Apparat war eine Synthese-Anlage, wie sie vor etwa tausend Jahren auf Zarathustra gebaut worden war. Die Behälter für Spurenelemente waren noch dreiviertel voll. Die Bestände an Calcium, Phosphor und Eisen waren niedriger, aber auf die kam es jetzt auch nicht in erster Linie an.

Die Maschine begann zu arbeiten.

Mit einem leisen Zischen sog sie Luft an und holte aus der Kohlensäure, dem Stickstoff und dem Sauerstoff die lebenswichtigsten Elemente heraus. Maddalena verstand nicht genau die chemischen Prozesse, mit denen die Maschine daraus nun lebenswichtige Substanzen aufbaute. Sie hatte nur im Korps gelernt, wie man einen solchen Apparat

bediente und notfalls reparierte, denn oftmals war die Synthese-Maschine die einzige Lebensrettung für einen gestrandeten Raumfahrer.

Der alte Kasten rasselte, aber das war ihr jetzt gleich. Sie hörte, daß eine Tür aufgerissen wurde, aber sie war so gespannt, daß sie zuerst den Ausgabedeckel der Maschine öffnete, bevor sie sich umblickte.

Es war die alte Nyloo. Ihr Gesicht war weiß vor Wut, sie hielt eine qualmende Fackel hoch. Offenbar verstanden die Leute es nicht mehr, die Einstellung der Lichtanlage zu verändern, und so lief die Beleuchtung nach dem Rhythmus weiter, in dem sie zuletzt eingestellt gewesen war.

Doch die zornigen Worte kamen nicht aus dem Munde der Priesterin, als sie näherkam und sah, was Maddalena in der Hand hielt. Es war ein bräunlicher Kuchen, von ähnlicher Zusammensetzung wie das Brot, und wenn die Maschine richtig gearbeitet hatte, mußte der Kuchen Eiweiß, Stärke, Zucker und verschiedene Vitamine enthalten.

Lange starrte die alte Priesterin fassungslos auf den Kuchen in Maddalenas Hand. Dann ließ sie ihren gebeugten Körper auf die Knie herab und berührte den Boden mit der Stirn.

12.

Jetzt mußte Maddalena sich nur noch eine Geschichte einfallen lassen, wie es gelungen war, eine seit Jahrhunderten stillliegende Maschine in Gang zu setzen.

Sie hielt ihre Lüge für einigermaßen überzeugend. Sie behauptete, im Haus ihrer Großmutter ein paar alte Papiere

gefunden zu haben, die ihr die alte Frau noch vorlesen und erklären konnte. Aber Nyloo war so überwältigt von der Tatsache, das Verpflegungsproblem gelöst zu sehen, daß sie kaum hinhörte. Für sie war das Vorzeichen der Götter, das sie in Maddalenas Ankunft gesehen hatte, nunmehr erfüllt, alles andere war gleich.

Für die Flüchtlinge kam das Brot wie ein Geschenk des Himmels. Manche Kinder hatten es noch nie erlebt, soviel essen zu dürfen, wie sie wollten. Die ganze Stimmung verlor die gereizte Spannung, man sah die Leute zuweilen sogar lächeln.

Sogar die Priesterschaft behandelte Maddalena plötzlich mit größtem Respekt. Sie erhielt eine eigene Kabine, und die Priester brachten ihr Kleider und Möbel aus ihren eigenen Räumen als Geschenk. Bei den Flüchtlingen war die frühere Feindseligkeit natürlich sofort verschwunden.

Saikmar jedoch war die einzige Person, die auf Maddalenas Erfolg ganz anders reagierte. Tagelang ging er ihr völlig aus dem Weg und kam zu spät zum Essen, um ihr nicht zu begegnen. Maddalena konnte sich das nicht erklären und war bedrückt, denn irgendwie war er doch ihr einziger Freund im Heiligtum.

Schließlich ging sie zu seiner Kabine. Er runzelte die Stirn, als er sie sah. Würdevoll sagte er:

„Was kann ich für Sie tun, Melisma?“

Sie spürte die Kälte seiner Höflichkeit. Sie sagte so beherrscht wie möglich:

„Kann ich Sie für einen Augenblick sprechen?“

Er trat zur Seite und lud sie mit einer Handbewegung ein, aber er ließ deutlich durchblicken, daß er diese Unter-

redung nicht suchte. Sie sah sich um und bemerkte, daß viele Dinge im Raum seit ihrem Auszug unberührt dalagen. Wahrscheinlich saß er stundenlang da und starrte nur vor sich hin.

Sie setzte sich auf ihre alte Koje und sah ihn an.

„Saikmar“, sagte sie, „habe ich Sie gekränkt? Habe ich etwas getan, was Ihnen nicht gefällt? Sie gehen mir aus dem Wege, und ich möchte wissen, warum.“

Er blieb stehen. Er blickte ihr nicht ins Gesicht, als er sagte:

„Nichts dergleichen. Sie haben mich in keiner Weise gekränkt. Im Gegenteil, ich muß Ihnen dankbar sein. Denn seit Ihrem Wunder mit der Brotmaschine wirft mir keiner mehr vor, einen neuen Esser hergebracht zu haben. Jetzt achtet man mich deshalb, und ich kann etwas ruhiger leben.“

„Aber ein in Einsamkeit abgeschlossenes Leben ist nicht gut“, sagte Maddalena. „Ich wäre lieber in die Schneenacht gelaufen, als wie Sie Tage und Wochen dazusitzen und einen Haß zu züchten, den ich nicht verstehe. Die Leute reden von einem Wunder, das mich hergebracht hat. Ich verstehe nichts von Wundern. Aber ich weiß, daß ich hier in Ihnen den einzigen Freund besitze. Habe ich den nun auch noch verloren?“

„Ich bin ja nicht der einzige Mensch im Heiligtum“, sagte Saikmar.

„Die anderen Flüchtlinge werden nie begreifen, daß ich ein Mensch bin wie sie alle. Sie betrachten mich als ein Idol, und wenn ich mit ihnen sprechen will, haben sie Angst vor mir. Sie sind der einzige, der nicht so beschränkt ist.“

„Ich bin nicht für die Freundschaft auf dieser Welt“, sagte Saikmar finster. „Ich habe eine Pflicht gegenüber meinem Stamm und meinem Volk.“

Maddalena war wie vom Blitz getroffen. Sie deckte die Hände auf die Augen. Wahrhaftig, sie hatte ja den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen! Natürlich! Das Parradil war das heilige Tier in Carrig. Alles, was mit einem Parradil zusammenhing, konnte sich für Saikmar nur auf Carrig beziehen. So hatte er ihr Erscheinen sofort als ein Vorzeichen für sich selbst verstanden. Als sich herausstellte, daß sie die Brotmaschine in Gang setzen konnte, hatte er einen tiefen Schock erlebt. Plötzlich war er nicht mehr der Mittelpunkt dieser wunderbaren Angelegenheit, sondern nur noch ein zufälliger Helfer. Kein Wunder, daß er nun verbittert war, wie von einem Thron gestoßen.

Jetzt konnte sie es noch am besten so hinstellen, daß die Brotmaschine doch um seinetwillen in Gang gekommen war. Denn ohne Verpflegung hätten sich die Flüchtlinge eines Tages doch auf ihn gestürzt – und welche Hoffnung würde es dann noch für Carrig geben? – Aber sie war selbst unsicher, ob diese Begründung ihn überzeugen würde, und so legte sie nicht zuviel Nachdruck darauf.

Als sie ihn verließ, war sie ziemlich niedergeschlagen und wanderte ziellos in den Gängen des Schiffes herum.

So kam sie an den Eingang, wo die halbkugelförmige Schneemauer sie vor der arktischen Nacht schützte. Hier standen meist ein oder zwei der größeren Kinder herum, als eine Art Wache.

Hier fand sie das kleine Mädchen mit den alten Augen, das die alte Nyloo zu begleiten pflegte. Es hieß Pettajem,

was „Kleines Schmuckstück“ bedeutete. Pettajem war für ihr Alter meist so still und beherrscht, jetzt aber kämpfte sie mit den Tränen. Hatte Nyloo sie vielleicht für irgend etwas bestraft? Maddalena fragte:

„Pettajem, was hast du?“

Das Mädchen bewegte den Mund, sah aber Maddalena nur aus ihren großen Augen an und brachte kein Wort heraus. Maddalena wollte sich nicht zu sehr einmischen und wandte sich ab, um zu gehen, als sie ein sonderbares Kratzen hörte. Es hörte sich an, als ob draußen jemand versuchte, einen Weg nach drinnen zu finden.

Maddalena starrte Pettajem an. Wenn das irgendein wildes Wesen war, das einbrechen wollte, so mußte sofort etwas geschehen. Sie fragte:

„Ist Nyloo benachrichtigt?“

Pettajem nickte verzagt:

„J-ja. Sie sagt, es ist der Geist von dem, der neulich hinausgejagt wurde, der nun wieder hineinwill.“

Graddo? Das war Unsinn. Der arme Kerl mußte schon wenige Stunden nach der Austreibung erfroren sein. Aber es war auch keine Täuschung: Da draußen kratzte sehr deutlich etwas an der Schneewand.

„Gibt es hier wilde Tiere?“ fragte Maddalena.

Pettajem schüttelte den Kopf.

Es zuckte ihr durch den Kopf: und wenn es ein Mensch war? Zum Beispiel Gus Langenschmidt, der die Katastrophe überlebt und sich hierher durchgeschlagen hatte? Sie überhörte den Schrei von Pettajem, stürzte an die Schneewand und schlug dreimal auf die fest gefrorene Oberfläche.

Dreimal klopfte es zur Antwort. Maddalena war über-

zeugt, daß sie recht hatte. Sie drehte sich zu dem Kind um:

„Zu Nyloo! Sag ihr, das sei kein Geist!“

Sie wartete nicht, bis das Kind weg war, sondern riß ihr Messer heraus, daß sie für alle Fälle immer bei sich trug, und begann, die Schneemauer aufzukratzen. Pettajem sah sie entsetzt an und rannte davon.

Der Fremde draußen hatte gute Arbeit geleistet, denn schon nach wenigen Augenblicken brach die Wand und eisiger Wind pfiff durch das Loch. Sekundenlang war sie geblendet. Der Eindringling draußen arbeitete jetzt wie ein Wilder, um das Loch zu erweitern, und zwanzig Pfund schwere Brocken polterten zu Boden. Maddalena wischte sich den stiebenden Schnee aus dem Gesicht. Sie blickte auf – und begann zu lachen.

Sie lachte immer noch, als Leute herbeigestürzt kamen, Nyloo, mehrere Priester, Flüchtlinge, und auch Saikmar. Zu Saikmar drehte sich Maddalena um:

„Da!“ sagte sie. „Das ist Ihr Omen. Das ist für Sie und für keinen anderen bestimmt.“

Saikmar nickte. Er lächelte wider Willen. Man konnte den Eindringling trotz seiner gewaltigen Kraft nicht recht ernst nehmen, denn er sah zu verfroren aus.

Es war ihr Freund, das Parradil. Die Kälte hatte es aus seinem Lager getrieben. Nun suchte es den Schutz, den ihm die eisige Höhle nicht geboten hatte.

Es war seltsam: gegen die Aufnahme des Parradils sträubte man sich weniger als vorher gegen Maddalena. Die wunderbaren Ereignisse der letzten Zeit hatte die Ansichten aufgelockert, und seit der Hunger gebannt war, wa-

ren die Meinungen sehr viel freundlicher. Und als sie sahen, daß das gefährliche Tier sich Maddalena und Saikmar gegenüber so freundlich und zahm benahm, waren sie sicher, daß auch jetzt wieder etwas Übernatürliches im Gange war.

Saikmar hatte sich sehr gründlich mit den Lebensgewohnheiten der Parradile beschäftigt und erklärte sofort, die Kälte habe das Tier aus dem Winterschlaf aufgeweckt. Maddalena befragte ihn genau über die Lebensgewohnheiten der Gattung. Saikmar antwortete lebhaft. Das Auftauchen des Parradils hatte ihn aus seiner Lethargie gerissen.

„Ich war damals schon erstaunt“, sagte er, „als ich sah, daß dieses Parradil sich selber ein Nest gebaut hatte. So etwas hat man nie vorher beobachtet.“

Er sah Maddalena an, deren Gesichtsausdruck sich völlig veränderte. Er fragte:

„Stimmt etwas nicht?“

„Doch, doch, alles in Ordnung.“ Sie unterdrückte ihre Erregung. Sie stand vor einer unerhörten Entdeckung. Denn wenn dieses Tier fähig gewesen war zu erkennen, daß sie selbst einen Schutz gegen die Kälte gebraucht hatte, dann war das Parradil ohne Zweifel das intelligenteste nichtmenschliche Lebewesen, dem man jemals begegnet war. Von Saikmar wußte sie schon, daß die Parradile als Flugtiere es erst von den Segelfliegern der Menschen gelernt hatten, die heißen Aufwinde über den Vulkanen der Smoking Hills auszunutzen. Auch das war ein Beweis für ungewöhnliche Intelligenz.

Maddalena riß sich zusammen und gab Befehle, als ob das ganz selbstverständlich sei. Und alle um sie herum wa-

ren noch so benommen, daß sie ohne Widerspruch gehorchten.

In der Nähe der Kantine befand sich eine leere Kabine, die einst als Vorratsraum gedient hatte. Maddalena ließ Bastmatten hineinbringen. Dann bat sie einen von Nyloos Helfern, von der Dampfheizung her ein neues Rohr in diese Kabine zu legen. Dagegen wurde Widerspruch erhoben, aber sie setzte sich durch.

„Parradile sind saubere Tiere“, sagte Saikmar. „Ihr Winterlager beschmutzen sie nie. Wir müssen auch dafür etwas vorsehen.“

In einem plötzlichen Einfall sagte sie: „Vielleicht kann man einem Parradil beibringen, die sanitären Einrichtungen der Menschen zu benutzen.“

Maddalena hätte gedacht, Nyloo sei schon zu alt und vergreist, um überhaupt noch erschüttert werden zu können. Aber als das Parradil wenig später glücklich hereingebracht war, fand sie die alte Priesterin in einer Ecke sitzen. Sie schüttelte unaufhörlich mit dem Kopf und sagte immer die gleichen Worte:

„Wunder über Wunder! Wunder über Wunder! Daß ich noch lebe, um all das zu sehen!“

Auch Saikmar schüttelte nur noch den Kopf, er war blaß, aber seine Augen leuchteten. Er sagte zu Maddalena mit einer Mischung von Bewunderung und Staunen:

„Aber dies Parradil ist ja schon beinahe ein Haustier! In ein paar Stunden hat es gelernt, sich unter Menschen zu bewegen. Sogar von den Kindern läßt es sich den Kopf streicheln. Und das sind nun die wilden Tiere, mit denen wir seit ewigen Zeiten in der Luft kämpfen!“

Maddalena saß wieder auf ihrer früheren Koje in seiner Kabine und meinte:

„Erzählen Sie mir, Saikmar: habt ihr das Parradil stets als gefährliches Tier und als Menschenfresser gejagt?“

Saikmar setzte sich:

„Nein, ich glaube nicht. Nicht in Carrig. Für uns ist das Parradil etwas anderes. Die Königsjagd ist ein altes Ritual. Wir haben das Tier stets geachtet, auch wenn wir mit ihm kämpften und es töteten. Es erscheint uns als ein sehr vornehmes Geschöpf. Deshalb hat sich der Brauch so entwickelt, daß nur unsere besten und vornehmsten jungen Männer zur Königsjagd fliegen durften.“

Das war für einen Mann wie Saikmar, der nicht an abstraktes Denken gewöhnt war, schon eine beachtliche Analyse, fand Maddalena.

Sie meinte: „Dann wird das Parradil eigentlich nicht gejagt, weil es den Menschen bedroht, sondern weil seine außerordentlichen Kräfte auf den Sieger übergehen sollen. Ist es so?“

Saikmar blickte etwas unglücklich drein. Erst nach einer Pause sagte er:

„Ja, so muß es wohl sein. Ich verstehe aber nicht viel davon. Die magischen Zusammenhänge sind in Carrig den Leuten vom Stamm Parradil vorbehalten, so wie hier den Priestern.“

„Sind denn Parradile überhaupt für Menschen gefährlich?“

„O ja! Die Art, die in den Smoking Hills haust, ist die größte von verschiedenen Arten. Nach alten Legenden sollen sie in großer Zahl jenseits des Westozeans leben, in ei-

nem Land, das niemand von uns gesehen hat. Entweder waren noch niemals Menschen dort, oder sie sind, wie behauptet wird, wegen ihres Ungehorsams von den Göttern von dort vertrieben worden.“ Dazu brauchte Maddalena keine Erklärung, denn sie hatte die alten Legenden schon in Büchern gelesen, die Saikmar ihr geliehen hatte. Saikmar erzählte weiter:

„Die Fischer am Westmeer berichten, daß sie manchmal Parradile über dem Wasser sehen. Sie kommen herunter, betrachten die Boote und fliegen wieder nach Westen fort. Ein oder zwei Boote sind auch angegriffen worden. Es gibt auch Arten, die im Winter nach Süden ziehen, aber die kommen selten in die Nähe von Carrig, denn der König in den Smoking Hills ist eifersüchtig und vertreibt sie. Sie haben Haustiere angegriffen, und es ist verbürgt, daß sie auch schon Kinder mitgenommen haben. Die Leute in den Gegenden, wo das Parradil nicht als heilig gilt, töten jedes Tier, das sie erreichen können, und bezeichnen es als sehr gefährlich.“

Gut, soweit war das alles klar. Aber eine Frage blieb ungelöst, und Maddalena stellte sie:

„Solche Parradile brauchen doch aber eine Menge Futter. Was hindert sie, überall Kinder und Vieh anzugreifen?“

„Nun, bei uns richtet man auf jeder Farm eine Ecke ein, wo die Parradile alles finden, was sie brauchen. Von jeder Karawane, die nach Carrig kommt, wird der zwanzigste Teil der Ladung an Pökelfleisch und Trockenfisch auf bestimmten Plätzen in den Smoking Hills für die Parradile ausgelegt. Das ist ein sehr alter Brauch, und offenbar ...“

Er brach ab. Maddalena beugte sich vor und ermunterte ihn gespannt: „Ja, Saikmar? Ja?“

Saikmar meinte langsam: „Ich wollte sagen: Und offenbar verstehen die Tiere diese Regelung, denn für ihre übrige Nahrung halten sie sich an wilde Tiere und Pflanzen. Sie fressen nämlich alles.“

„Mit anderen Worten“, sagte Maddalena, „Menschen und Parradile haben eine Art Abkommen getroffen.“ Und sie schloß aufgeregt: „Warum sollte daraus nicht eines Tages ein regelrechtes Bündnis entstehen können?“

„Was?“ machte er verblüfft.

„Das Parradil hat mir und Ihnen geholfen, als es uns herbrachte. Dafür helfen wir ihm jetzt und geben ihm Unterkunft, Wärme und Futter. Offenbar ist es ein sehr hoch begabtes Tier, das hohe Gefühle und so etwas wie Dankbarkeit kennt. Warum sollten wir es nicht ganz zähmen können, so daß es uns im Frühling nach Carrig trägt?“

Saikmar schloß die Augen. Die Idee war für ihn so ungeheuerlich, daß er wankte. Schwach sagte er: „Nein.“

„Warum nicht?“ drängte Maddalena enttäuscht.

„Nein“, sagte er. „Das Parradil ist ein edles Tier. Man kann es nicht zu einem fliegenden Diener degradieren. Das wäre unwürdig.“

„Hat der Eindringling Belfeor das Parradil nicht schon viel weiter entwürdigt?“ widersprach Maddalena. „Sie konnten sich das Erscheinen des Parradils hier in der Arktis doch auch nur damit erklären, daß Belfeor die Tiere aus den Smoking Hills hat verjagen lassen. Warum sollen Parradil und Mensch einander nicht helfen, um die ihnen gestohlenen Rechte zurückzugewinnen?“

Saikmar nickte. „Ja, so gesehen ist es etwas anderes. Das

könnte geschehen. Das könnte sogar sehr gut geschehen. Aber ein einziges Parradil ist nicht viel.“

Plötzlich stand es klar vor ihr, was geschehen mußte. Sie stand auf. „Hören Sie, Saikmar“, sagte sie. „Vielleicht weiß ich, wie auch ein Parradil Ihnen helfen wird, Carrig von Belfeor wiederzugewinnen.“

13.

Die Stadt Dayomar lag im Süden. Hier brachte der Winter keine Schneestürme, sondern war eine Jahreszeit mit Regen und Nebel. Wenn einmal Schnee fiel, so wurde die Landschaft nicht weiß, sondern er verwandelte die Straßen nur in Morast.

Agent Slee vom Galaktischen Korps war in Dayomar stationiert. Er hatte sich längst an das Klima gewöhnt, aber wenn die Zeit der nassen Nebel einsetzte und die Stadt unter düsteren Wolken lag, litt auch er immer noch unter schlechter Laune und Depressionen wie am ersten Tag.

Dabei lebte er schon so lange hier, daß er sich als einen echten Bewohner der Stadt empfand, und nur noch selten stellte er sich vor, wie man in anderen zivilisierten Welten lebte. Meistens war er mit seinem Los ganz zufrieden und schließlich dauerte seine Dienstzeit ja nicht ewig.

Da war aber nun die geheimnisvolle Geschichte von dem Patrouillenkreuzer, der eine neue Agentin bringen sollte, eine gewisse Maddalena Santos, und der spurlos verschwunden war.

Solange man nichts anderes wußte, mußte man es für einen Unfall halten. Die Basis hatte ihr Bedauern ausge-

drückt, aber Kommandant Brzeska hatte entschieden erklärt, daß er im Moment keinen anderen Mitarbeiter und kein anderes Schiff zur Verfügung habe. Maddalena Santos hatte man nur schicken wollen, weil man sie sonst ohnehin zur Erde zurückgesandt hätte, und nun mußte Slee eben sehen, wie er mit seinen eigenen Mitteln zurechtkam.

In Carrig waren im letzten Sommer die beunruhigenden Ereignisse weitergegangen. Aus einem Dutzend verschiedener Quellen hatte Slee Nachrichten gesammelt. Belfeor und seine Leute stellten Recht und Ordnung auf den Kopf und richteten eine diktatorische Gewalt auf. Man hielt sie für Banditen, und das war nicht ausgeschlossen. Slee hatte auch bereits gehört, daß die Leute von Carrig zur Bergwerksarbeit im Gebirge der Smoking Hills gezwungen wurden, und das paßte gut zu Slees Theorie, jemand müsse die Erfindung des Schießpulvers gemacht haben und sie jetzt für seinen Vorteil ausnutzen.

Er trabte gerade eine breite, aber schmutzige Straße entlang, als er sich das alles wieder durch den Kopf gehen ließ. Er kam von der Unterredung mit einem Kaufmann nach Hause, der eine von Slees Angestellten mieten und ihr ein Haus bauen wollte. Er kam am dunklen Torweg eines Hauses vorbei, als eine Stimme ihn anrief:

„Slee!“

Unter diesem Namen kannte ihn hier niemand!

Er blieb stehen und fuhr herum. Aus der Dunkelheit kam ein zerlumpter Bettler, in Dayomar eine alltägliche Erscheinung. Er ging in Fetzen, war mit Schlamm bespritzt, aber bei seinem Lächeln blitzten weiße Zähne. Der Bettler begann zu hüpfen und zu tanzen und stammelte in dem

sonderbaren Singsang, wie bei den Bettlern der Stadt üblich:

„O Ehrenwerter, heute lächelt mir das Glück wie die Sonne, die hervorbricht und die Wolken verscheucht. Euer Ehren wird sich erinnern, denn Euer Gedächtnis ist ebenso wunderbar und vollkommen wie alles andere an Euch, an des Bettlers demütige Schwester Melisma, Tochter von Yull und Mazia, die in Eurem Dienste war. Erbarmen sich Euer Ehren eines Mannes, der im Gewerbe der Bettler sein Glück vergebens suchte und Euch als ein treuer Diener in Eurem Hause dienen möchte.“

Slee hatte zwei Diener bei sich, und einer von ihnen hob den Stock, um den Bettler zu vertreiben. Slee hielt ihn auf.

„Der Bruder von Melisma?“ sagte er. „So folgt mir. Ich will sehen, ob ich einen Platz für dich finde. Vielleicht in der Küche.“

„Euer Ehren sind der gütigste der Menschen“, rief der Bettler und lief mit grotesken Sprüngen hinter Slee her.

*

Slee ließ sich in einen weichen Sessel fallen:

„Und wie kommen ausgerechnet Sie als Bettler nach Dayomar?“

„Zu Fuß“, sagte Langenschmidt. „Das war eine ganz verteuflerte Geschichte. Ich habe mehr als zwei Monate gebraucht. Wissen Sie etwas von dem Schiff, das in einer Umlaufbahn um den Planeten kreist?“

Slee fuhr hoch: „Was sagen Sie?“

„Ja, mein Lieber.“ Langenschmidt setzte sich. „Ein

Schiff und kein Gespenst. Als mein Kreuzer im wirklichen Raum auftauchte, haben sie uns abgeknallt. Zum Glück war ich mit Maddalena Santos im Landefahrzeug gerade abgeworfen. Sie schossen noch einmal und rissen mir das halbe Leitwerk ab, vermutlich dachten sie, der Kahn sei futsch. Aber ich brachte es fertig, in die Atmosphäre zu kommen und ihn abzufangen. Maddalena ist irgendwo in der Arktis abgesprungen. Ich hoffe, daß sie zu einem Dorf oder zum nördlichen Heiligtum durchgekommen ist, aber ihre Chance war nicht groß. Haben Sie irgend etwas von ihr gehört? Nein, natürlich nicht, denn sonst wüßten Sie ja auch etwas von dem Schiff.

Ich ging mit dem angeschossenen Boot auf den Westozean hinunter. Über der Küste stieg ich aus. Es war zum Glück nachts, und das Boot dürften die Leute nur für einen Meteoriten gehalten haben. Ich stahl mir ein paar Kleider zusammen, und seither bettelte ich mich bis hierher durch. Heute morgen bin ich angekommen.“

Kopfschüttelnd sagte Slee:

„Unglaubliche Leistung. Aber ein Schiff in einer Umlaufbahn! Das bedeutet ja ...“

„Das bedeutet, daß Ihre schlaue Schießpulver-Theorie kalter Kaffee ist. Dieser Belfeor mit seinem Blitz ist ein Fremder mit einer Strahlpistole. Und wir scheinen wieder einmal einen Fall von Versklavung entdeckt zu haben, wobei die Leute von Carrig gezwungen werden, das radioaktive Material in den Smoking Hills auszubeuten. Oder?“

Slee stand. „Raumfunkgerät“, sagte er lakonisch.

In der luftlosen Welt des Stützpunktes war es Nacht, aber Kommandant Brzeska erschien trotzdem sofort auf

dem Bildschirm. Als er Gus Langenschmidt sah, wurde er munter:

„Gus! Mann! Dich hatte ich schon abgeschrieben!“

„Zu zäh“, grinste Langenschmidt. „Und nun hör mal zu ...“

*

Als er fertig war, fügte Slee noch einige Einzelheiten an, die jetzt in einem ganz neuen Licht erschienen. Brzeska nickte sorgenvoll.

„Da haben wir die Bescherung“, sagte er. „Nun, in dieser Lage können wir wenigstens zur Aktion übergehen. Legal oder illegal, das spielt jetzt keine Rolle mehr. Sie haben einen Kreuzer abgeschossen, und damit sind sie reif. Ich werde auf schnellstem Wege feststellen, woher sie kommen.“

Langenschmidt meinte: „Vermutlich aus einer Gegend, wo das radioaktive Material knapp ist, und wo sie noch nicht weit genug sind, um Fusionsreaktoren zu bauen, sondern noch auf Kernspaltungsreaktoren angewiesen sind. Zum Beispiel irgendwo in den Cyklopen.“

„Guter Hinweis“, sagte Brzeska und machte sich eine Notiz. „Sie haben schon Zeit genug gehabt, um ihren Abbau in Gang zu setzen. Wenn sie ein Schiff haben, dann ist bestimmt auch ein zweites da, mit dem sie abwechselnde Transporte fliegen. Wir werden ein bis zwei Monate brauchen, um ihre Herkunft genau zu bestimmen, aber keine Angst. Von jetzt ab hat die Sache erste Vorrangstufe. Slee, wie weit haben sie die örtliche Kultur schon auf den Kopf gestellt?“

„Weiß ich nicht genau, denn ohne Agenten in Cafrig – und

jetzt ist hier Winter – dauert das alles wochenlang. Aber ich möchte annehmen, daß sie bis jetzt noch in kleinen Etappen vorgehen. Wahrscheinlich haben sie ebensoviel Bestechung wie Zwang angewendet. Aber ich bezweifle, daß es dabei bleiben wird. Denn wenn sie einen Kreuzer abgeschossen haben, wird ihnen wohl auch die Zeit knapp werden, da sie mit irgendeiner Untersuchung rechnen müssen.“

„Sie meinen, Belfeor wird sein Programm beschleunigen, weil er unter Zeitdruck steht. Gut möglich. Entwerfen Sie einen Plan, wie wir die Burschen vom Planeten mit möglichst wenig Kampf herunterbekommen. Es wird nicht leicht sein, aber es muß gehen. Gus, was ist mit dir? Soll ich dich abholen lassen?“

„Meine Mannschaft ist zum Teufel“, sagte Gus grimmig. „Ich bleibe erst einmal hier. Slee kann Hilfe brauchen, und ich habe meine persönliche Rechnung mit diesem Belfeor. Wenn die Sache abgewickelt ist, lasse ich mich pensionieren. Ich bin längst überfällig.“

„Wie du willst“, sagte Brzeska sachlich. „Alles Gute!“

*

Es dauerte nur 27 Tage, bis Brzeska wieder anrief. Er teilte mit: „Gus, deine Vermutung war richtig. Sie sind von den Zyklopen.

Eine Welt voller Banditen, typisch für solche Unternehmungen. Seit anderthalb Jahren wurden sie mit Transporten von hochwertigem Radio-Material beobachtet. Sie behaupteten, große Funde auf einem unbewohnten Planeten gemacht zu haben. Sechs Ladungen haben sie hergebracht,

aber das Material nicht auf den Markt geworfen, immer nur kleine Mengen. Seit der ständigen Beobachtung eures Planeten haben wir bereits zwei Flüge beobachtet. Sie scheinen ihre Beute erst einmal irgendwo in der Nähe der Zyklopen zu verstecken. Wahrscheinlich wollen sie sich demnächst dahin zurückziehen und dann ihr Zeug nach und nach verkaufen.“

„Und was sind das für Leute?“ fragte Gus.

„Stehen nicht unter der Regierung der Zyklopen“, funkte Brzeska zurück. „Das ist ein Glück, denn mit den Brüdern hätte es einen Rattenschwanz von Verwicklungen gegeben. Nein, sie sind eine Bande von Abenteurern und machen das Geschäft auf eigene Rechnung. Es muß sich um ungefähr hundert Leute handeln, soviel wir feststellen konnten.“

Slee fragte: „Aber wie sind sie zur Kenntnis dieses Planeten gekommen?“

„Einer von denen in Carrig nennt sich dort Pargetty. Das ist Meard, der vor einiger Zeit als Versager bei uns herausflog. Als wir seine Spur zurückverfolgten, haben wir den größten Teil unserer Informationen bekommen.“

„Habt ihr eine Ahnung, wie sie das Material hochbekommen?“ fragte Langenschmidt. „Darüber zerbreche ich mir nämlich den Kopf. Sie können doch bei hellichem Tage keine Landungsboote starten.“

„Nein, aber Segelflugzeuge. Die Leute in Carrig sind glänzende Segelflieger, die Technik stammt wahrscheinlich noch von den ersten Zarathustra-Flüchtlingsen. Sie fliegen das Zeug zu einem Sammelpunkt in der großen Ost-Wüste, und wenn die Eingeborenen weg sind, landen sie mit den Schiffen und packen ein.“

Der Kommandant lehnte sich im Sessel zurück:

„Und wie steht es dort? Habt ihr einen Plan, wie man Belfeor und seine Leute beseitigt, ohne daß die Eingeborenen eine Einmischung von außen bemerken?“

„Es gibt nur einen Weg“, sagte Gus. „Was wir machen, muß hier so aussehen, als ob die Götter und die Mächte der Natur gegen Belfeor sind. Wir müssen in der Stadt die nötige Unruhe stiften, wenn sie nicht schon da ist. Und außerdem haben wir ja in den Smoking Hills ein paar hübsche, wohlfunktionierende Vulkane.“

14.

Ambrus konnte sich nicht mehr länger Knoles Sohn nennen, denn er hatte sich von seinem Stamm losgesagt. Er hatte die Verachtung deutlich gefühlt, die ihm die Besucher entgegengebracht hatten. Und daher war er wütend, als er die Privaträume des Oberhauptes von Carrig im großen Wachturm über der Zitadelle betrat.

Mit jedem Tage wurde er unsicherer, ob seine Entscheidung richtig gewesen war. Er hatte sich für besonders klug gehalten, denn schließlich war die Macht von Belfeor und seinen Freunden unvergleichlich. Ihre Wunderwaffen! Die Maschinen, die sie in den Smoking Hills hatten einrichten lassen! Er hatte sich noch nicht einmal schuldig gefühlt, als sich sein Vater, Sir Bavis Knole, seit achtzehn Jahren Oberhaupt von Carrig, von der Zinne des Turmes in die Tiefe gestürzt hatte.

Aber jetzt ...

Er hatte sich von Stamm und Familie losgesagt. Aber

Belfeors Leute ließen ihn deutlich fühlen, daß er unter ihnen stand. Und was das Schlimmste war: sogar ihre Frauen sahen auf ihn herab. In Carrig war es für einen Vornehmen undenkbar, sich von einer Frau mit Mißachtung behandeln zu lassen. Er war allein. Er hatte keinen Freund mehr.

Vor zwei Stunden hatte er noch, einmal Hoffnung geschöpft, als Abgesandte des Stammes Parradil, seines früheren Stammes, ihn zu sprechen verlangt hatten. Vielleicht wollten sie einlenken. Aber da hatte er sich getäuscht. Sie hatten ihn zwar höflich angeredet, aber hinter den Worten lag Spott, und in ihren Augen war Verachtung zu lesen.

„In diesem Jahr“, so hatte Sir Gurton Knole begonnen, „tritt der erste Frühjahrsneumond spät ein.“ Sir Gurton war der jüngere Bruder von Sir Bavis und seit dessen Sprung vom Turm das Stammesoberhaupt. Ambrus nickte. Sir Gurton als erster Priester mußte über diese Fragen besser Bescheid wissen als er selbst.

„Wir haben ein neues Oberhaupt“, sagte Sir Gurton. „Im vorigen Jahr hat er den König abgeschossen, ohne überhaupt im Segler aufzusteigen. Das war eine Verfälschung der Königsjagd, aber sie wurde immerhin abgehalten.“

Ambrus erinnerte sich nur zu gut an dieses scheußliche Ereignis.

„Aber jetzt“, fuhr Sir Gurton fort, „haben wir uns schon mehrmals wegen der Königsjagd an Belfeor gewandt und keine Antwort erhalten. Seine Leute haben die Königsjagd-Kandidaten zur Arbeit in die Berge geschickt, so daß sie nicht trainieren können. Manche haben es aufgegeben, weil Belfeor sich wieder hinstellen und den König herunterschießen kann. Jetzt aber wird geredet – und darauf muß

ich Nachdruck legen, weil du immerhin im Stamme Parra-
dil geboren bist, auch wenn du ihm abgeschworen hast – es
wird geredet, daß Belfeor die Götter ebenso kränken will,
wie unsere Vorfahren, die dafür aus ihrer Heimat vertrie-
ben und in den eisigen Norden gejagt wurden. Die Leute
sagen – und ich kann dem nicht widersprechen – daß die
Götter abermals die Sonne auf uns schleudern werden, daß
alles verbrennt, aber diesmal ohne Überlebende.“

Ambrus war von diesen Worten betroffen. Er fragte:

„Was wollt ihr von mir?“

„Geh zu Belfeor! Frage ihn, welche Vorbereitungen für
die diesjährige Königsjagd getroffen werden. Auf unsere
Fragen antwortet er nicht. Aber vielleicht hört er wenig-
stens auf dich!“ Dabei wurde die Stimme von Sir Gurton
heiser vor Verachtung.

So saß Ambrus jetzt in der Klemme. Er schwitzte, als er
an Belfeors Privatbüro klopfte. Früher hatte sein Vater dort
gearbeitet.

Er hörte Stimmen hinter der Tür, aber er mußte noch
einmal klopfen, ehe Belfeors scharfes Kommando ihm ein-
zutreten erlaubte.

Belfeor war in Gesellschaft von Pargetty, des blonden,
nervösen Mannes, der von Anfang an bei ihm gewesen
war. Außerdem war eine Frau mit feuerrot geschminktem
Mund und kalten Augen anwesend. Sie hatte die Leute in
die Stadt geführt, die Belfeor als seinen Stamm bezeichne-
te. Sie saßen am Tisch und diskutierten über einem Stapel
von Papieren.

„Was ist los?“ fragte Belfeor gereizt. Ambrus blickte
dem Machthaber in die Augen.

„Mein früherer Stamm Parradil sendet mich zu dir“, sagte er. „Ich bin beauftragt zu erfragen, welche Vorbereitungen für die diesjährige Königsjagd nach Brauch und Recht getroffen werden.“

„Verschwinde und belästige mich nicht mit solchem Unsinn“, schnappte Belfeor, und damit drehte er sich in seinem Stuhl und sah Ambrus nicht mehr an.

Pargetty, nervös wie immer, räusperte sich. Er sagte:

„Hm, Belfeor, ist das vernünftig? Mit einiger Rücksicht auf den hiesigen Brauch mußt du wohl ...“

„Es gibt dieses Jahr keine Königsjagd“, unterbrach Belfeor. Ambrus trat einen Schritt vor, er glaubte, nicht richtig zu hören. Er sagte:

„Was?“

„Du hast es gehört“, fuhr Belfeor ihn an. „Was wollt ihr denn überhaupt jagen? Diese verdammten Biester störten unsere Arbeit in den Bergen, und ich habe sie umbringen oder vertreiben lassen. Geh und vergiß diesen abergläubischen Unsinn.“

„Belfeor!“ schrie die Frau auf. Belfeor fuhr herum und sah, wie Ambrus ihm an die Kehle gehen wollte. Er sprang auf und griff nach der Strahlpistole am Gürtel.

„Raus!“ brüllte er. „Oder ich brate dich wie eins dieser Parradile!“ Ambrus machte langsam kehrt und ging hinaus. In ihm brach etwas zusammen.

*

Aber die Frage blieb und hämmerte in seinem Innern. Was sollte aus Carrig werden, wenn alle Formen und Zeremoni-

en aufgegeben wurden? Die Königsjagd gehörte zu den Vorschriften, die die Götter für das Leben der Menschen gesetzt hatten. Wenn man sie nicht ausführte, beleidigte man die Götter. Jedes Kind wußte, daß die Menschen schon einmal aus einer besseren Welt vertrieben worden waren, weil sie das taten, was Belfeor jetzt tat. Die Rache der Götter brauchte nicht sofort¹ zu kommen, aber kommen würde sie unvermeidlich. Und er hatte Belfeor noch unterstützt. Würde er verschont werden? Niemals!

Bis zum Abend mußte er einen Entschluß fassen, was er tun wollte. Schon kamen Bauern aus der Umgebung zu den Frühlings-Festlichkeiten in die Stadt. Sie waren bis jetzt von Belfeors Neuerungen weniger als die Stadtbevölkerung betroffen, zumal die Ernährung der Stadt von ihnen abhing.

Sie hatten zwar auch eine bestimmte Zahl von Arbeitern für Belfeors Gruben stellen müssen, aber darüber hinaus hatte man sie zunächst in Ruhe gelassen. Auch, als man von ihnen höhere Lieferungen und eine höhere Steuer verlangte, hatten sie noch nicht gemurrt. Die Gesetze kamen vom Bürgermeister von Carrig, und der Bürgermeister schützte sie gegen Banditen und schickte Soldaten zur Bekämpfung gefährlicher wilder Tiere. Sie zogen die Weisheit dieser Gesetze nicht in Zweifel.

Aber Ambrus wußte: wenn sie hörten, daß Belfeor die Königsjagd verbot und die Parradile vertrieben hatte, das allerdings würde sie beeindrucken.

An diesem Abend tat er etwas, was er seit langem nicht mehr gewagt hatte: er ging in die Stadt hinunter.

Oh, ihr Götter, wie hatte Carrig sich verändert!

Sie hatten ihn nicht vergessen, wie er im stillen gehofft

hatte. Sogar die Kinder kannten ihn, liefen ihm auf der Straße nach, riefen seinen Namen und warfen mit Schmutz nach ihm. Er war noch keine Meile weit gekommen, als er einsah, daß sein Vorhaben von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Wenn er weiterging, würde man ihn vielleicht sogar in einer dunklen Ecke erschlagen. Er mußte kehrtmachen und vor einer Horde von Kindern fliehen, die nun auch schon zu Steinen griffen. Ein Klumpen Dreck flog ihm ins Gesicht, er stolperte und rannte einen Mann an, der vor einer Taverne stand.

„Ho, langsam!“ rief der Fremde und fing ihn auf. Dann brüllte er die Kinder an, sie sollten sich nach Hause scheren.

„Aber das ist Ambrus, der Verräter!“ riefen sie. Der Fremde nahm den vorlautesten Bengel beim Ohr:

„Hast du nie das Sprichwort gehört: Wer andere beschimpft, wird noch mehr beschimpft werden? Und jetzt verschwinde, bevor ich dir ein paar mit der flachen Klinge überziehe.“

Ambrus wischte sich den Schmutz aus dem Gesicht. Sein Retter war ein kräftiger Mann mit grauem Haar und einem ernsten, tief gekerbtem Gesicht. Die Kinder waren zwar zu zwanzig gegen ihn, aber sie nahmen eiligst Reißaus. Von der Straßenecke spähten sie zurück, doch der Fremde sah sie nur an, und sie verschwanden.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar“, sagte Ambrus kleinlaut. „Wahrscheinlich haben ihre Eltern ihnen eingeredet, mich Verräter zu nennen.“

„Sie sind also Ambrus?“ fragte der Grauhaarige. „Ich habe von Ihnen gehört. Aber Verräter ist ein hartes Wort, und ich bin neu hier. Bin in einer Frühlingskarawane ge-

kommen. Wenn einer Verrat sagt, möchte ich erst mal mehr darüber wissen, ehe ich mit Steinen werfe. Was haben denn die Leute gegen Sie?“

Ambrus erzählte es ihm. Er wunderte sich selbst, warum er sich vor diesem Mann so klein fühlte.

„Keine Königsjagd?“ sagte der Mann tief erstaunt. Dabei kam es Ambrus so vor, als ob der seltsame Mann darüber sogar noch erfreut war. „Kommen Sie mit mir.“

Er trat zurück in die Taverne. Ambrus protestierte, denn da drin mußte er mit weiteren Angriffen rechnen.

„Nein, hier sind Sie sicher“, beruhigte ihn der Grauhaarige. „Das sind fast alles Leute aus meiner Karawane und meine Freunde. Die werden Sie schützen. Kommen Sie unbesorgt.“

Und er zog Ambrus mit sich.

Tatsächlich! Bei seinem Eintritt sprangen ein paar Gäste auf und schrien wilde Drohungen, aber auf einen Wink des Grauhaarigen tauchten sofort einige andere auf, die jeden Angreifer zurückdrängten. Ambrus fragte sich, wer der Grauhaarige wohl sein mochte.

„Auf den Tisch hier!“ befahl der Mann. „Und dann erzählen Sie der ganzen Versammlung, was Sie mir eben berichtet haben.“

Ambrus kletterte auf den Tisch und sprach. Er verschwieg und beschönigte seine eigene Mitarbeit nicht, aber er beteuerte, daß er niemals an einen Bruch des Rechtes gedacht habe. Aber seit er die Vertreibung der Parradile entdeckt habe, wolle er mit dem Rechtsbrecher nichts mehr zu tun haben.

Zunächst herrschte ein fast feierliches Schweigen. Dann

rief eine Stimme den Fluch der Götter auf Belfeors Haupt herab. Und Ambrus wiederholte die Worte, um seine Aufrichtigkeit zu beweisen.

„Gut!“ sagte der Grauhaarige. „Aber Sie wissen, Sie können nicht so Knall und Fall aussteigen. Zuerst müssen Sie sich Belfeors Vertrauen noch so gut wie möglich erhalten. Sie können zu Ihrer Rehabilitierung mehr tun, als wenn Sie Belfeor einfach niederschlagen. Sie werden Mut brauchen, aber es muß sein.“

Bei der Anspielung auf seinen Mut fuhr Ambrus herum:

„Sie sind ein Fremder, Herr!“

„Ja. Aber wo ich die Ungerechtigkeit finde, da bekämpfe ich sie, ob in meiner eigenen Stadt oder anderswo. Und nun hören Sie zu, was Sie tun müssen ...“

15.

Pargetty sagte: „Es war sehr unklug, die örtlichen Gesetze einfach so brüsk über den Haufen zu werfen.“

Belfeor schnarrte: „Du mit deinen verrückten Ansichten aus dem Korps! Nächstens wirst du mir noch erzählen, das Korps hat recht, diese Barbaren so zu behandeln.“

Pargetty verteidigte sich: „Ich pfeife auf das Korps, das weißt du. Deshalb bin ich ja hier. Aber wo wäret ihr alle ohne meine Spezialkenntnisse?“

Belfeor grunzte nur ungemütlich. Pargetty fuhr fort: „Wenn ich dir etwas über unausgebeutete Schätze im Raum erzähle, dann bist du friedlich und hörst zu. Aber wenn ich dir rate, mit den Leuten vorsichtig zu sein, dann spuckst du mir vor die Füße. Du kannst die Gefühle der

Leute nicht einfach ignorieren, sonst geht deine Rechnung nicht auf.“

„Na schön, beruhige dich“, seufzte Belfeor. „Dann erzähl uns was von den Leuten, wenn du willst.“

„Ich halte es genau wie du für eine Narrheit des Korps, diese Flüchtlingsplaneten von Zarathustra zu verheimlichen. Sie sind reif zur Ausbeutung. Wir haben nicht so viele bewohnte Planeten, daß wir es uns leisten können, diese Leute aus dem Industrieprozess herauszulassen, im Zustand von Degenerierten. Es wäre ein Segen für sie, wenn man sie auf den Stand der Galaktischen Zivilisation hochbringen würde ...“

„Jetzt halte keine Vorlesungen“, spottete Belfeor. „Du hättest Prediger werden sollen.“

„Hast du dir jemals unsere Situation überlegt?“ sagte Pargetty eindringlich. „Wir sind hier ganze hundertundzwei Figuren in einer Stadt von siebzehntausend. Jetzt rücken schon die Bauern zu den Frühlingsfesten an. Was werden die für Gesichter machen, wenn wir die Königsjagd abblasen? Wir stehen einer gegen hundertsiebzig, die Bauern nicht gerechnet. Und obendrein kommen die Frühlingskarawanen jeden Tag herein. Auch die kommen wegen der Königsjagd und des Geschäftes. Ist dir das klar?“

Belfeor zog lässig seine Strahlpistole: „Das Ding hier hat im Magazin genug Energie für hundertsiebzig Angreifer. Und ich erinnere dich daran, daß ich ganz gesetzmäßig zum Oberhaupt von Carrig geworden bin. Stimmt's etwa nicht?“

„Das siehst du eben falsch!“ ereiferte sich Pargetty. „Man wird nicht Oberhaupt von Carrig, indem man ein idiotisches Theater aufführt. Nach dem Glauben der Leute

hängt das Regierungsamt von der fortgesetzten Gunst der Götter ab. Carrig wird nicht vom derzeitigen Bürgermeister regiert, sondern von dem ganzen Komplex ihrer Sitten und Vorschriften, die von den Göttern kommen. Das ist eine Tatsache, die du vergißt.“

„Eine ganz neue Melodie“, sagte Belfeor kalt. „Vor kurzem hast du noch erzählt, wie bombensicher der Plan war und wie leicht wir an die Macht kommen würden, und wie die Leute blindlings dem gesetzlichen Oberhaupt folgen würden.“

Pargetty ließ sich in einen Sessel fallen:

„Ich habe nicht gesagt, daß du den Glauben der Leute über Nacht umkrepeln kannst.“

Yanna, die Frau, mischte sich ein:

„Belfeor, ich glaube, du solltest nicht einfach übersehen, was Pargetty sagt. Bis jetzt hat er immer recht gehabt, mit den Mineralvorkommen, mit der Machtergreifung, immer.“

Belfeor schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es krachte wie ein Kanonenschuß. „Jetzt will ich euch mal etwas sagen! Pargetty fragt, ob ich mir über unsere Situation klar bin. Das möchte ich euch ebenso fragen. Diese Idioten da oben im Frachter haben ein Schiff abgeschossen! Wir wissen nicht, was für ein Schiff, es ist abgestürzt und verbrannt. Wir müssen aber annehmen, daß es ein Patrouillenkreuzer war.“

Du hast mir selbst erzählt, daß sie im Korps zu wenig Schiffe haben, um immer gleich nachzuforschen, daß aber die Untersuchung früher oder später kommen wird. Und da wir beide noch das Pech hatten, ausgerechnet auf einen Korps-Agenten zu stoßen, diesen Trader Heron, kommt die Untersuchung um so sicherer.

Bis dahin müssen wir unseren Vorrat an radioaktivem Material aufgebaut haben. Das bedeutet, daß wir die Eingeborenen antreiben und bis zum Äußersten gehen müssen. Bis jetzt haben wir gerade heraus, was wir in das Unternehmen hineingesteckt haben. Wir mußten einen ganzen Jahresgewinn ausgeben, um ein zweites Schiff zu kaufen. Sollte euch das entgangen sein? Wenn wir hier heil herunterkommen, müssen wir in unserem Heimatsystem genug Vorräte angelegt haben, um für die Zukunft versorgt zu sein.

Wenn wir zurück sind, kann uns nichts mehr passieren. Da könnt ihr auf der faulen Haut liegen, bis ihr schwarz werdet, im Luxus leben und vielleicht sogar zusätzliche Lebenszeit kaufen. Bis dahin müssen wir fördern und verladen, fördern und verladen und weiter nichts. Es muß für unser Leben reichen.“

Pargetty warf ein: „Es ist kein Zeitverlust, wenn man eine Königsjagd macht, um die Eingeborenen zufriedenzustellen.“

„Also schön, dann geh und mach eine! Der Himmel weiß, wo du noch ein Parradil für die Jagd herkriegern willst. Ich habe angeordnet, die ganze Rasse auszurotten.“

„Weshalb denn?“ fragte Yanna. „Du hättest uns wenigstens vorher fragen können.“

„Ich brauche überhaupt niemand zu fragen! Die Biester belästigten dauernd unsere Geologen. Kaum betrat man eine Berghöhle, schon kam so ein Biest hervorgekrochen. Und obendrein fraßen sie ein Fünftel von der Produktion der Bauern auf. Parasiten waren das.“

„War das üblich, daß sie ihnen das Futter hinlegten?“ fragte Pargetty.

„Was? Ja, ich glaube schon. Die Farmer taten es jedenfalls.“

„In diesem Falle sind wir wahrscheinlich schon verraten und verkauft“, stöhnte Pargetty. „Du hast die hiesigen Gebräuche schon so tief gebrochen, daß die Sache kaum noch zu flicken ist. Ich werde jetzt zu Sir Gurton Knole selber gehen und mit ihm die Königsjagd arrangieren, vielleicht gibt uns das eine Atempause. Aber ich fürchte, daß du durch deine Borniertheit und deinen Eigensinn die Rebellion schon heraufbeschworen hast.“

Belfeor war sprachlos, als er den sonst wenig offensiven Pargetty so wütend sah. Pargetty schmetterte die Tür hinter sich zu.

*

„Gute Nachrichten“, sagte Gus Langenschmidt ruhig in das Raumfunkgerät.

„Bin gespannt“, meinte Brzeska auf der anderen Seite.

„Ich spreche aus einer Taverne in Carrig, wo wir uns eingekerkert haben. Sind mit einer Karawane von Dayomar eingetroffen. Habe zuweilen an Srees Fähigkeiten gezweifelt, muß das aber zurücknehmen. Wie er es fertiggebracht hat, alle sechzig Mann, die du geschickt hast, in tadelloser Maskierung herzubekommen, das war ein Meisterstück. Keiner ist aufgefallen. Wir haben als Lohnsoldaten die Karawane gegen Banditen geschützt. Dazu hat er in Dayomar einen Banditen-Schutz-Dienst aufgemacht, und seither ging kein Karawanenleiter mehr ohne unsere Leute los.

Wir sind jetzt drei Wochen hier. Ich weiß nicht genau, ob Belfeor weiß, daß er auf einem Pulverfaß sitzt. Möglich,

daß sein früherer Korpsmann ihn darauf aufmerksam gemacht hat. Er hat die lokalen Gebräuche an allen Ecken und Enden verletzt und gebrochen.

Wir haben hier die Bekanntschaft von Ambrus gemacht. Das ist der Sohn des Mannes, der hier achtzehn Jahre regiert hat. Er ist zu Belfeor übergelaufen. Als er hörte, daß dies Jahr keine Königsjagd stattfindet, gingen ihm aber die Augen auf. Ich habe ihn in der Taverne auf einen Tisch gestellt und ihn als enttäuschten Anhänger zu den Leuten reden lassen.

Das scheint hier eingeschlagen zu haben wie eine Bombe. Die Stadt ist am Kochen. Sie warten bloß auf den ersten Frühlings-Mond, wo die Sache steigen soll. Ein oder zwei Tage später hatte Belfeor es sich plötzlich anders überlegt. Sir Gurton Knole – das ist hier das Oberhaupt des Priesterstammes – ließ bekanntmachen, daß doch eine Königsjagd stattfinden werde.

Aber natürlich wird er aus der Sache einen Witz machen. Normalerweise steigen die besten jungen Segler-Piloten der Stämme unter allerlei Zeremonien auf, um das Königs-Parradil zur Strecke zu bringen. Sie segeln geschickt über den Vulkanen und schießen mit der Armbrust.

Letztes Jahr stellte sich Belfeor einfach auf einen Flügel und schoß das Tier herunter. Seither sind die jungen Piloten natürlich wenig begeistert. Statt zu trainieren, haben sie in Belfeors Minen gearbeitet, und in ihrer Freizeit haben sie auf ihn geschimpft.

Inzwischen ist es mir geglückt, ein paar Agenten in die Bergwerke hineinzuschmuggeln. Nach ihren Meldungen hat Belfeor die Parradile aus den Bergen vertreiben lassen.

Über Belfeors Tätigkeit besteht kein Zweifel. Er hat Detektoren, Bohrer, Fräser, ein vollkommenes Abbau-Arsenal. Sie konzentrieren das aktive Material auf ungefähr achtundachtzig Prozent und fliegen es dann per Segelflugzeug in die Wüste. Von da wird es wahrscheinlich zu ihrem Schlupfwinkel im Zyklopen-System geflogen. Gibt es da Asteroiden, die sie als Stützpunkt ausnutzen können? Sie legen das Zeug auf Vorrat, denn sie fördern viel mehr, als der Markt im Moment abnehmen kann. Nach meinen Berechnungen gewinnen sie vier bis fünf Tonnen Konzentrat pro Tag, und das seit Monaten, vielleicht seit mehr als einem Jahr. Das ist eine höllische Menge von Stoff! Du hast mir nur von sechs beobachteten Transporten erzählt ...“

„Wir werden das überprüfen“, sagte Brzeska. „Sobald ich einen Kreuzer frei habe, schicke ich ihn in die Zyklopen auf Streife. Vielleicht kann er den Schlupfwinkel finden.“

„Tadellos.“

„Und wie willst du das mit der Einmischung der Götter machen?“

„Das geht in Ordnung“, sagte Langenschmidt. „Deshalb habe ich ja die Agenten in die Gruben geschickt. Kann sein, daß halb Carrig bei dem Unternehmen zu Bruch geht, aber Belfeor ist bestimmt nicht unter den Leuten, die es überleben.“

*

Wenn ein Gerücht erst einmal im Gange ist, kann es durch kein Dementi mehr aufgehalten werden. Darin lag Langenschmidts Vorsprung in den nächsten Tagen. Es nützte

nicht mehr viel, daß Belfeor die Königsjagd nun doch abhalten wollte. Die Bauern, die in die Städte kamen, hörten immer erst einmal die Geschichte, die Ambrus erzählt hatte. Wenn sie hinterher feststellten, daß doch Vorbereitungen getroffen wurden, so konnte das einmal zerstörte Vertrauen doch nicht mehr gekittet werden.

Die Gäste von auswärts zeigten sich mißtrauisch und kritisch wie noch nie. Sie erkundigten sich genau über die Kandidaten der Königsjagd. Sie durchschauten bald, daß keiner von ihnen sich ernstlich vorbereitete. Wenn sie wetten wollten, merkten sie, daß keiner der Buchmacher eine vernünftige Auskunft über den Stand der Wetten geben konnte: So behielten sie ihre Ersparnisse in der Tasche. Es war ausgemacht, daß Belfeors Königsjagd nur ein blenderisches Theater war.

Im Volk begann es zu rumoren, zuerst unter der Hand, dann deutlicher. Zuletzt glaubte man das Grollen fast körperlich wie ein Erdbeben in den Fundamenten der City zu spüren.

Langenschmidt konnte zufrieden sein. Er überlegte, wie er Belfeor zu noch ein paar besonders arroganten Maßnahmen verleiten konnte. Die Bürger von Carrig waren sehr empfänglich für Omen und Wunder. Es würde sicher sehr nützlich sein, ein paar passende Mirakel zu veranstalten.

*

In einer Felsnische am Fuße der Zitadelle stand die Figur eines Glücksgottes, der in der Stadt sehr beliebt war. Es war ein Brauch für alle Leute, die einen wichtigen Vertrag

abschließen wollten, vorher diese Statue aufzusuchen und ihr steinernes Antlitz zu streicheln. Sogar fremde Karawanen-Führer taten das, und kein Stromschiffer wäre ausgelassen, ohne vorher den Glücksgott besucht oder ihm aus Bequemlichkeit wenigstens zugetrunken zu haben.

Eines Morgens nun kamen zwei Männer zur Zitadelle herauf, der Kapitän und der Steuermann eines Flußschiffes. Sie hatten einen Transport Trockenfisch von der Küste gebracht und eigentlich zur Königsjagd bleiben wollen. Aber sie hatten gefunden, daß mit diesem Fest zur Zeit doch nichts los sei, und wollten nach Hause. Vorher besuchten sie den Glücksgott. Sie griffen, ohne viel zu überlegen, zum Antlitz der Steinfigur hinauf, die von Tausenden von Händen blankgewetzt war. Da merkten sie verblüfft, daß der Stein feucht war.

Sie erschrakten, sahen genauer hin: Aus den Augen des Gottes liefen dicke Tränen!

Auch im Stadthaus des Stammes Twywit geschah etwas Unerklärliches. Die vornehmen Stämme besaßen natürlich ihre großen Stadthäuser, in denen sie vor allem in der Zeit um die Königsjagd wohnten. Die Köchin ging auf den Hof, wo sie einen Kessel Brühe zum Abkühlen hingestellt hatte. Sie hob ihn auf – aber der Kessel war voller Blut. Sie ließ ihn fallen und rannte schreiend davon. Von allen Seiten rannten die Leute herbei. Sie hielten die schluchzende Köchin für verrückt. Aber das Blut war eine Tatsache.

Die zwanzig Kutscher, Knechte, Sänftenträger und Wachmänner, die der Köchin beistanden, dachten sofort, daß so viele merkwürdige Anzeichen in so kurzer Zeit nur

eines bedeuten konnten. Sie drehten wie auf Kommando die Köpfe zur Zitadelle.

Auf dem großen Wachturm sahen sie Belfeor.

Sie wählten sofort den Ältesten, der zu Sir Malan Corrie selbst gehen sollte, um ihm zu sagen, wie ernst die Dinge schon standen ...

Gus Langenschmidt bekam die Auswirkung dieser Ereignisse erst zu hören, wenn sie von Mund zu Mund durch die ganze Stadt gegangen waren und in seiner Taverne wiedererzählt wurden. Bis dahin hatten sie sich ungeheuerlich aufgebauscht. Jetzt hieß es schon, in den Kellern des Twywit-Stammes hätte man einen Raum voller Leichen entdeckt – das war aus einer Prise Pulver geworden, das die Brühe im Kessel rotgefärbt hatte. Und der steinerne Glücksgott hatte nicht nur Tränen vergossen, nein, sein ganzes, sonst so wohlwollendes Gesicht wäre in tiefem Schmerz verzerrt gewesen, und manche behaupteten, er habe geschluchzt.

Außerdem wurden Dinge erzählt, für die Langenschmidt wirklich nicht verantwortlich war: ein Parradil sei nachts auf dem Markt herumgetanzt und habe die Verdammung Belfeors ausgesprochen.

Um so besser!

Zwei Tage später streikten die Arbeiter in den Bergwerken, da die Königsjagd unmittelbar bevorstand. Nach den Meldungen von Langenschmidts Agenten war Belfeor zum ersten Male ernstlich betroffen.

Er ließ Sir Gurton Knole zu sich rufen, um mit ihm die Einzelheiten der Königsjagd zu besprechen, und diese Nachricht in der Stadt verbreiten. Auf diese Neuigkeit hin

wurden die Leute in der Stadt etwas ruhiger, verhielten sich aber abwartend und wachsam.

Da spielte Langenschmidt seine letzte Trumpfkarte aus:

In den nächsten Stunden verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, seit Wochen habe niemand in den Smoking Hills ein Parradil gesehen, selbst in den Höhlen nicht. Was für eine Königsjagd sollte denn das werden, wenn Belfeor die Parradile vertrieben hatte?

Diese – eigentlich doch naheliegende – Idee kam den Leuten zu allerletzt. Einer fragte den anderen. Wegen der Bergwerksarbeit waren mehr Leute im Winter in den Smoking Hills gewesen als jemals zuvor. Hatte einer ein Parradil gesehen?

Niemand hatte im Verlauf des Winters und des beginnenden Frühlings auch nur ein einziges Parradil zu Gesicht bekommen.

Was wollte Belfeor dann jagen lassen?

Jetzt stieg die Unruhe mit jeder Stunde.

16.

Es war ein schöner, klarer Frühlingsabend. Sie standen auf der Plattform des Wachtturms und beobachteten den Sonnenuntergang. Belfeor hatte seinen Regierungsmantel umgelegt. Ambrus sah seinen Onkel, Sir Gurton, nicht an, und starrte nach Westen in die Smoking Hills, hinter denen die Sonne nun verschwinden mußte. Dort standen ein paar kleine, rosafarbene Wölkchen.

Ambrus sah sich nach Belfeor um. Der Regierungschef in seinem feierlichen Umhang machte ein düsteres Gesicht.

Pargetty suchte ihn zu beruhigen, aber das schien ihn nur noch mehr zu reizen. Plötzlich stieß er wütend hervor:

„Wie lange sollen wir hier noch herumstehen wie die Narren?“

Pargetty machte ein verlegenes Gesicht. Sir Gurton zeigte deutlich seine Verachtung, als er kurz sagte:

„Bis der Abendstern erscheint.“

„Theater!“ Belfeor fuhr sich mit dem Taschentuch über die feuchte Stirn. „Blödsinnige Zeitvergeudung. Schluß damit!“

Pargetty versuchte wieder, ihn zum Schweigen zu bringen. Aber Belfeor war nicht zu zügeln.

„Und was ist?“ fragte er, „wenn überhaupt kein Parradil zum Töten für mich da ist?“

Sir Gurton antwortete nicht. Ambrus ballte stumm die Fäuste. Wie konnte er jemals so verblendet gewesen sein, sich mit diesem Verblendeten einzulassen?

Einer der jüngsten Diener flüsterte:

„Ich glaube, ich sehe den Abendstern!“ Mit blinzelnden Augen starrte er nach oben. Er zeigte zum Himmel, Sir Gurton mit seinen nicht mehr so jugendlichen Augen folgte ihm. Dann richtete sich Sir Gurton auf, um seine Priester zur Zeremonie aufzurufen.

In diesem Moment erhob sich etwas Dunkles, Flatterndes aus dem Rauch über den Vulkanen. Alle, die auf dem Turm standen, schrien zu gleicher Zeit.

„Ein Parradil!“

„Ja!“ schrie Ambrus. „Aber mit dem Tier ist etwas los. Seht doch! Es trägt etwas in den Klauen!“

Sir Gurton trat einen Schritt vor zur Brüstung. Er fragte erregt:

„Kann jemand erkennen, was das ist?“

„Ich glaube ...“, sagte der junge Diener, aber er verschluckte sich vor Aufregung. „Ich glaube, es ist ein Mensch. Er hängt unter dem Parradil in einer Art Sattel.“

Fassungslos blickten sie alle zu dem fliegenden Wesen hinüber, bis Belfeor die Geduld riß:

„Na und? Ist das ein Unterschied? Da habt ihr euer Parradil, nach dem ihr euch so geseht habt. Können wir jetzt endlich anfangen?“

Aber keiner beachtete ihn. Das Parradil kam näher, schwebte mit mächtigen Flügelschlägen über die Vorstadt hinweg. Jetzt konnte jeder erkennen, daß der junge Diener richtig gesehen hatte. Unter dem Parradil hing ein Mensch, saß in einer Art von Stuhl aus Stricken.

„Verdammt und noch mal verdammt“, tobte Belfeor los. „Idi habe genug davon. Da ist ein Parradil, und ihr habt mich die ganze Zeit damit belästigt, ein Parradil zu töten. Für mich ist es gleich, ob jetzt oder später. Ich mache jetzt Schluß mit dem ganzen Humbug.“

Er zog die Strahlpistole aus dem Gürtel.

Ambrus tat jetzt alles unwillkürlich, aus purem Instinkt. Eine fremde Macht schien ihn anzutreiben – eine Macht, die aus Jahrhunderten der Tradition und darüber hinaus aus dem göttlichen Gesetz entsprang. Sein Arm fuhr an seine Seite, er zog sein altes Adelsschwert aus der Scheide.

Die Klinge pfiß in der Luft.

Der Diktator hatte das Parradil im Visier seiner Strahlpistole, als ihm das Schwert den Schädel spaltete.

Pargetty kreischte wie ein Weib und griff nach seiner eigenen Waffe. Ambrus duckte sich und warf sich in einem

Tigersprung auf ihn. Niemand hatte Zeit, einzugreifen. Der Ansprung riß Pargetty aus dem Gleichgewicht, beide stürzten gegen die niedrige Brüstung – und darüber hinweg in den leeren Raum.

Der Schrei der Menschen auf dem Turm übertönte den der Abstürzenden, und dann folgte eine Grabesstille. Sir Gurton hob den Arm. Er sagte dumpf:

„Er hat gesühnt. Nun kann sein Vater in Frieden ruhen.“

Plötzlich fiel es allen wie eine schwere Last von der Seele, viele lächelten.

Sir Gurton fragte:

„Jetzt ist die Frage, was Belfeors Leute tun werden. In den nächsten Momenten werden sie entdecken, wer vom Turm gestürzt ist. Und nun ist es Zeit, die Königsjagd zu eröffnen. Da nur ein einziges Parradil da ist, muß es der König sein. Wir müssen handeln.“

„Seht doch! Seht, wer da mit dem Parradil fliegt! Das ist Saikmar, Corries Sohn! Das schwöre ich!“

Erschüttert sahen alle das Parradil zum Turm herabschweben. Und es war Saikmar! Niemand konnte sein langes, schmales Gesicht verkennen, seine schlanke Gestalt und seine Haltung.

Das Parradil flatterte jetzt so über dem Turm, daß es in der Luft stillstand. Saikmar schrie herunter:

„Habt ihr die Königsjagd eröffnet?“

Diese Frage hatte kein Mensch erwartet. Sie waren sprachlos, selbst Sir Gurton brauchte Zeit, bis er rufen konnte, die Eröffnung sei noch nicht ausgesprochen.

„Tut es nicht!“ rief Saikmar. „Wir in Carrig sollen kein Königs-Parradil mehr töten! Von jetzt ab sind wir alle Brü-

der des Parradils! Dieses vornehme Tier hat mich zurückgebracht, um den Tyrannen zu stürzen! Gebt das Zeichen zum Volksaufstand!“

Und es war, als habe er mit diesem Wort das Signal gegeben, denn nach wenigen Augenblicken begann der Ausbruch der Vulkane in den Smoking Hills.

*

Später konnte festgestellt werden, daß bei den Ausbrüchen nicht ein einziger Bürger von Carrig ums Leben gekommen war. Die Bauern aus der Umgebung waren schon alle zur Königsjagd in die Stadt gelaufen. Die wenigen, die als Wachen zurückgeblieben waren, ließen alles stehen und liegen, als sie die Flammen aus den Vulkanen schießen sahen, und rannten um ihr Leben. Auch in den Gruben hatten Belfeors Leute die Arbeiter in die Stadt gehen lassen müssen, um eine Meuterei zu vermeiden. Sie selbst allerdings waren in den Gruben geblieben, um eine neue Anlage zu installieren.

Sie alle wurden in den zusammenbrechenden Stollen begraben.

Langenschmidts Agenten in den Bergwerken hatten sich anständig gezeigt, aber nicht so erfahren, daß es aufgefallen wäre, sondern gerade genug, um nicht dauernd beaufsichtigt zu werden. Man hatte sie zu Gruppenchefs ernannt. Dadurch hatten sie genug konzentriertes Uran auf die Seite bringen können, um sechs kleine Kernbomben zusammenzusetzen. Sie waren improvisiert, aber für den Zweck ausreichend. Sie hatten ihre Bomben in alten Parradil-Winterlagern versteckt, wo die Wärme des Gesteins nahe

vulkanische Lava-Ströme verriet. Bevor sie die Gruben mit den anderen Arbeitern verließen, setzten sie die Zeitzündler in Gang. Danach konnten sie nur noch beten. Es hatte wahrscheinlich in der ganzen Geschichte keine so primitiven Kernbomben gegeben.

Doch sie funktionierten ausgezeichnet. Innerhalb weniger Minuten detonierten alle sechs Bomben.

Die Erde bebte. Nördlich von Carrig war die Schneeschmelze noch im Gange und alle Flüsse und Ströme angeschwollen. Hunderttausend Tonnen Gestein stürzten in einen solchen Fluß und verstopften ihn. Das Wasser trat über die Ufer und suchte sich ein neues Bett in der Wand eines Vulkans. Es schäumte über eine Felskante und stürzte donnernd in einem Wasserfall hinab. Unten aber traf es auf die rotglühenden Gesteinsmassen, die von einer der Bombenexplosionen herausgeschleudert worden waren. Der Effekt war ungeheuerlich. Die Fluten zerstoben in einer gigantischen Detonation zu Dampf.

Die Smoking Hills wankten, als wenn ein Riese aufwachte.

*

Nach den Rufen von Saikmar brauchten die Vornehmen vom Stamme Parradil auf dem Wachturm der Zitadelle keine weitere Ermunterung mehr. Sir Gurton riß das Schwert seines Neffen Ambrus an sich und stürmte in die große Halle, wo die Stämme versammelt waren.

Ein einziger Triumphschrei empfing ihn, als er auf das Podium stieg und ihnen sagte, daß der Tyrann tot war. Ein paar Minuten später stürmten sie in die Stadt.

In Belfeors Räumen wurde ein halbes Dutzend seiner Anhänger von zwanzig jungen Königs-Jägern völlig überrascht. Die Fremden kamen nicht zur Gegenwehr.

Schon brandete eine Masse schreiender Bürger durch die Straßen dem Marktplatz zu. Sie schrien die unglaublichen Neuigkeiten heraus: Saikmar, Corries Sohn, war auf den Flügeln eines Parradiles wiedergekehrt, um die Stadt zu befreien. Die meisten, die das hörten, glaubten es nicht, bis sie zum Markt kamen. Aber da fanden sie Saikmar selbst. Er stand auf einem Podium, das man schnell aus Tischen errichtet hatte, und neben ihm saß das Parradil.

Inzwischen hatte man andere Anhänger Belfeors in der Stadt überwältigt.

Saikmar stand auf seinem Thron wie ein Kriegsgott und feuerte die Menge an. Auf der Vortreppe eines kleinen Hauses, seelenruhig an einen Pfosten gelehnt, stand Langenschmidt und sah sich die Sache an. Es hatte alles geklappt. Und seine Einmischung schien noch nicht einmal nötig gewesen zu sein. Es war tatsächlich ein Meisterstück dieses jungen Saikmar, mit einem gezähmten Parradil durch die Luft nach Carrig zurückzukommen. Damit hätte er die Massen ganz allein zu sich herübergerissen. Und Belfeor war ohne Zweifel tot, Langenschmidt hatte die Leiche des Tyrannen gesehen.

Das Parradil drehte plötzlich den Kopf, blickte Saikmar an und schnüffelte. Aus den nächsten Buden und Häusern begann man, ihm Gemüse, Stücke von Salzfleisch und Trockenfisch herüberzureichen. Saikmar fing an, das Parradil aus der Hand zu füttern.

Jetzt erwartete Langenschmidt einen neuen Ausbruch

der Begeisterung. Jedoch es trat plötzlich eine tiefe Stille ein. Ungläubiges Staunen verschlug der Menge den Atem. Langenschmidt erinnerte sich, daß es noch nie ein gezähmtes Parradil gegeben hatte.

Saikmar nutzte die Stille aus und begann zu rufen, während er unablässig das Parradil fütterte.

„Belfeor, der Tyrann, trieb die Parradile aus den Bergen! Das war eine Lästerung! Er verdrängte den rechtmäßigen Inhaber der Regierung. Das war Verrat. Ich und dieses Parradil, wir sind gemeinsam zurückgekehrt, um unsere Rechte zu fordern, und wir haben uns gegenseitig geholfen!

Und daher verkünde ich das Gesetz, daß kein Mensch mehr ein Parradil töten soll!“

Man hörte Unruhe und Widerspruch bei verschiedenen Zuhörern, aber sie wurden niedergezischt.

„Tötet ein Mann seinen Freund?“ rief Saikmar. „Wir haben bisher mit dem König gekämpft, damit seine Vornehmheit und seine Größe auf den Sieger übergehen. Aber ist diese Größe auf Belfeor übergegangen? Ich sage: nein! Er war verdammt, und alle Parradile der Welt hätten ihm ihre Fähigkeiten nicht übertragen können.“

Nach diesen Worten hörte man ein Grollen von den Smoking Hills. Die Leute hoben lauschend die Köpfe.

„Ich fand Zuflucht im nördlichen Heiligtum“, rief Saikmar, „und dieses Parradil wurde unter dem gleichen Dach aufgenommen. Das soll ein Zeichen für mich und für Car-rig sein. Jetzt brechen die Vulkane der Smoking Hills aus. Die Parradile werden Not leiden und ihre Höhlen verlieren. Ich sage, daß wir ihnen Zuflucht in unserer Stadt geben sollen. Menschen und Parradile sollen Freunde werden!“

Ein roter Feuerschein schoß in den Himmel hinauf, es folgte ein Donner, als ob ein Riese mit den Fäusten auf eine Trommel schlug.

Saikmar rührte sich nicht, aber das Parradil hörte zu fressen auf und legte lauschend den Kopf schief. Es begann nach Schwefel zu riechen.

Langenschmidt sah sich um und leitete seinen Rückzug ein. Er hatte keine Lust, in eine panikartige Flucht der Leute verwickelt zu werden, wenn ein Erdbeben ausgelöst wurde.

„In der Zukunft“, rief Saikmar, „soll das Frühlingsfest nicht mehr der Königsjagd dienen, sondern wir wollen unsere Freundschaft mit den Tieren feiern! Unsere Segler sollen zusammen mit den Parradilen zu den Smoking Hills hinausfliegen, und eine Woche lang soll ohne Ende gefeiert werden!“

Das Versprechen, es werde auch künftig Feste geben, munterte die Menge wieder auf. Jemand begann, Hochrufe auf Saikmar auszubringen. Mittendrin aber erschütterte das Erdbeben, das Langenschmidt erwartet hatte, den Boden der Stadt. Die Vortreppe unter ihm krachte. Er sprang auf den Boden und beeilte sich, um über die Brücke und aus der Stadt zu kommen, bevor Schlimmeres passierte.

Schon kam ein zweiter, stärkerer Erdstoß, und er rannte die gepflasterte Straße entlang auf die Brücke zu. Niemand war zu sehen mit Ausnahme einer Frau, die neben einem Laden stand.

Langenschmidt sah über die Schulter zurück. Der Wachturm der Zitadelle schien zu schwanken, Steine stürzten aus dem Mauerwerk seiner Zinnen heraus. Es würde allerhand Scherben in Carrig geben, und wenn die

Holzhäuser umfielen und Feuer fingen, konnte man noch einiges erleben. Aber fast alle Leute waren schon auf dem Markt und konnten zum Fluß fliehen. Er konnte nur hoffen, daß keiner seiner eigenen Leute irgendwo in der Menge eingekeilt festsaß.

Das Erdbeben hatte jetzt nicht mehr den Sinn, den Willen der Götter zu zeigen. Es war aber trotzdem nötig, um Belfeurs gesamte Bergwerksausrüstung zu vernichten.

Plötzlich hörte er einen Schrei und drehte sich im Laufen um. Es war die Frau, die er schon vorher bemerkt hatte. Und sie rief: „Gus!“

Er erkannte sie nicht gleich. Aber dann kam der Moment, indem er sie begeistert umarmte.

„Maddalena! Aber mein Gott, wie kommen Sie hierher?“

„Durch die Luft per Parradil“, sagte sie. Sie sah ziemlich abgerissen aus, sie schien in ihren Kleidern wochenlang geschlafen zu haben, ihr Haar war zerzaust. Sie fragte:

„Wie kommen Sie in die Stadt? Hat Saikmar durch seine Ankunft den Aufstand ausgelöst, wie wir hofften?“

Langenschmidt blickte sie ungläubig an.

„Wollen Sie etwa sagen, es war Ihre Idee, das Parradil zu zähmen?“

„Oh, das war gar nicht schwer. Parradile sind wahrscheinlich die intelligentesten nichtmenschlichen Wesen, die man bisher kennt. Dieses eine bestimmt. Es hat Verstand genug, um Gesellschaft zu suchen und hilfsbereit zu sein. Sicher, es war meine Idee, Saikmar auf dem Tier herzuschicken und den Diktator zu stürzen. Hat es denn wenigstens geklappt?“

„Und wie es geklappt hat“, sagte Langenschmidt mit ei-

nem tiefen Atemzug. „Menschenskind! Wenn ich gewußt hätte, daß Sie noch existieren und an einem solchen Plan arbeiten, wäre ich gar nicht nach Carrig gekommen, und – ach, zur Hölle mit dem allen! Ich habe keine Lust, jetzt in ein richtiges Erdbeben zu geraten. Schnell über die Brücke, bevor sie zusammenbricht.“

17.

„Ich fange an, klar zu sehen“, sagte Kommandant Brzeska. „Shimazi kam als letzter Agent aus Carrig heraus. Wir haben einen Bericht von ihm über Slees Raumfunkgerät. Er sagt, die Erdbeben haben ihren Zweck erfüllt. Die Gruben sind sämtlich eingestürzt, der Maschinenpark in der Lava zerschmolzen, und hinterher sind die Vulkane in den Smoking Hills wieder zum normalen Zustand zurückgekehrt. Ein kleiner Fluß hat seinen Lauf geändert, und vier- oder fünfhundert Bauern sind obdachlos geworden, aber zugrunde gegangen sind nur Belfeors Ingenieure, die in den Gruben geblieben waren.“

„Und wie sieht’s in der Stadt aus?“ fragte Langenschmidt. Er lehnte sich im Sessel zurück und schlug die Beine übereinander. „Als ich mich aus dem Staube machte, sah es aus, als würde nicht viel davon übrigbleiben.“

„Na, es hat ganz schön gekracht. Zum Glück ist es jetzt Sommer. Sie haben ungefähr achttausend Leute außerhalb der Stadt in Zelten und Baracken untergebracht. Shimazi schätzt, sie würden bis zum Winter genug Behelfsunterkünfte schaffen können und die Stadt in etwa eineinhalb Jahren wieder aufbauen.“

Nach einer Pause räusperte sich Maddalena. Mit einem Seitenblick auf Langenschmidt fragte sie:

„Und Saikmar?“

„Der ist obenauf, schätze ich“, meinte Brzeska. „Er und sein Stamm hatten die Lage schon in der Hand, bevor Shimazi abzog. Es war seine Idee, Zeltlager für die Obdachlosen aufzuschlagen. Er hat ziemlich schnell Notverpflegung und Wasser herankommen. Scheint ein guter Organisator zu sein. Ich denke, er wird es schaffen.“

„Was ist aus Belfeors Leuten geworden?“ fragte Langenschmidt. „Ein paar habe ich gesehen, die sie gefesselt hatten. Mindestens zwanzig haben sie auf dem Fleck erschlagen und Saikmar als Triumphbeute vor die Füße gelegt.“

Brzeska schluckte, ehe er sagte: „Hm, tja, die Gefangenen haben sie als Tempelschänder hingerichtet.“

„Was habt ihr übrigens der zyklopischen Regierung erzählt?“ fragte Langenschmidt weiter.

„Daß ein paar Spitzbuben von ihrem System einen Patrouillenkreuzer abgeschossen und die Besatzung bis auf einen getötet haben. Das hat ihnen einen mächtigen Schrecken eingejagt. Sie sind zwar mit unserer Methode, die Zarathustra-Flüchtlinge zu behandeln, gar nicht einverstanden, aber sie wissen, daß ein solcher Übergriff denn doch über jedes Maß hinausgeht. Sie fragten an, ob wir ihnen die Verbrecher zur Bestrafung ausliefern könnten. Wir haben bedauert, das gehe leider nicht, denn die Banditen seien auf einem Flüchtlingsplaneten gelandet, da hätten sie die lokalen Bräuche verletzt und seien bereits so gründlich bestraft worden, daß wir sie leider nicht mehr herbeischaf-

fen könnten. Ich glaube kaum, daß wir aus dieser Ecke sobald wieder ein Banditen-Unternehmen erleben werden.“

„Hat Shimazi etwas über das Parradil gesagt?“ fragte Maddalena. „Ich muß zugeben, ich hatte das Tier richtig ins Herz geschlossen.“

„O ja! Das Tier ist ein guter Hausfreund der Leute geworden – sehr zum Kummer des Stammes Parradil, das sein Wappentier natürlich für sich behalten wollte, als Heiligtum. Jetzt watschelt es überall in den Straßen herum und wird von jedermann gefüttert. Ein paar unternehmungslustige Kinder haben es sogar schon dazu gebracht, kurze Rundflüge mit ihnen zu machen.“

„Fein“, sagte Maddalena. „Ich bin davon überzeugt, daß Parradile in menschlicher Gesellschaft eine größere Intelligenz entfalten können. Gut möglich, daß sie zum Beispiel – sprechen lernen.“

Nach einem Zögern setzte sie hinzu:

„Bei dieser Gelegenheit, Kommandant ... würden Sie nun vielleicht einen etwas günstigeren Bericht über mich schreiben?“

„Na, das muß ich wohl. Ich will mit offenen Karten spielen: ich habe Sie für Ihre Leistungen auf ZFP 14 bereits zum Leutnantsrang eingereicht. Sie haben unter den außerordentlich schwierigen Verhältnissen Ihre Aufgabe sehr gut gelöst.“

„Gratuliere“, sagte Langenschmidt trocken. Maddalena wurde rot.

„Aber mir ist nun klar“, meinte Brzeska, „daß die Verwaltungsarbeit im Stützpunkt Ihnen nicht liegt. Wenn Sie Lust dazu haben, würde ich Sie als Agenten auf einem Pla-

neten empfehlen. Doch ich warne Sie! Dabei verpflichten Sie sich für zwanzig Jahre. Überlegen Sie sich das und geben Sie mir in zwei, drei Tagen Ihre Entscheidung.“

Maddalena biß sich auf die Unterlippe:

„Würde man mich verwenden, wenn ich mich als neuen Agenten für Carrig freiwillig melde?“

„Nein, mein Kind, man würde nicht. Tut mir leid. Der Grund ist ganz einfach. Alles, was Sie dort getan haben, war den Umständen nach richtig und erforderlich. Zum Beispiel haben Sie im Heiligtum die tollsten Neuerungen eingeführt. Wir können Sie nicht zu den gleichen Leuten zurückschicken. Der ideale Agent hört und sieht alles und tut überhaupt nichts. Ich dachte, Sie wüßten das, und wundere mich über Ihre Frage.“

Sie zuckte die Schultern. „Ich dramatisiere wohl wieder ein bißchen. Wäre doch neugierig gewesen, wie ich mich als Lady Melisma ausgenommen hätte.“

„Und mit Saikmar zusammen?“ Brzeska gluckste. „Na, der scheint Sie ja mächtig beeindruckt zu haben. Sie ihn übrigens auch. Er hat nach dem Erdbeben die ganze Stadt auf den Kopf stellen lassen, um Sie wiederzufinden. Er hat sogar eine Belohnung für jeden ausgesetzt, der Sie zu ihm zurückbringt.“

„Wirklich?“

„Bericht von Shimazi.“

„Armer Saikmar. Ich hatte ihm versprochen, da auf ihn zu warten, wo das Parradil uns nach dem Flug vom Heiligtum abgesetzt hatte.“

„Keine Sorge“, meinte Brzeska mit einem Anflug von Spott. „Wie ich die Leute dort kenne, ist Ihnen die Unsterb-

lichkeit in einer langen Ballade sicher. Glauben Sie mir, es ist besser so für alle.“

Er erhob sich und streckte die Hand aus:

„Teilen Sie mir Ihre Entscheidung mit, ob Sie Planeten-Agent werden wollen, ja?“

„Wahrscheinlich werde ich annehmen“, sagte sie.

„Und du, Gus? Du willst dich pensionieren lassen?“

Langenschmidt schüttelte langsam den Kopf.

„Hab's mir anders überlegt. Was soll ich jetzt mit noch siebzig Lebensjahren anfangen?“ Er hob überrascht den Kopf und sah Maddalena an: „Nanu? Stimmt etwas nicht?“

„Doch, es stimmt“, sagte sie. „Ich entdecke nur eben mit Überraschung, daß ich es plötzlich ganz natürlich finde, wenn jemand so etwas sagt.“

Damit ging sie.

Langenschmidt sah ihr nach. Dann sagte er:

„Wenn ich eine neue Aufgabe bekomme, wäre ich dir dankbar, wenn das Mädchen da auch mit von der Partie wäre. Wenn ich mich nicht sehr irre, wird sie noch von sich reden machen. Aber dabei würde ich ganz gern ein wenig nach dem Rechten sehen.“

*

Vorsichtig stieg Saikmar die enge Treppe zur Plattform des Wachturms auf der Zitadelle empor, denn die Stufen waren beim Erdbeben stark beschädigt worden. Die Maurer hatten zwar schon mit den Reparaturen begonnen, aber Saikmar hatte sie zum Bau von Notunterkünften weggeschickt. Das war jetzt viel wichtiger. Wenn der Turm so-

weit zusammengeleimt war, daß er den Leuten nicht auf die Köpfe fiel, dann war das fürs erste genug.

Als er oben ins Freie trat, schritt er zur Brüstung, deckte die Hand über die Augen und spähte über die Stadt hin, ob er nicht irgendwo etwas Großes, Dunkles, Flügelschlagendes in der Luft entdeckte.

Nichts war in Sicht.

Ärgerlich schlug er mit der Faust in die Hand. Wo zum Henker steckte denn dieses Parradil? Den ganzen Tag über hatte es niemand gesehen. Nun wurde er doch sehr unruhig. Womöglich hatte irgendein Idiot dem Tier irgend etwas zu fressen gegeben, woran es krank geworden war, oder es sogar absichtlich vergiftet. Es gab ja immerhin Leute, zumal vom Stamme Parradil, die eine Freundschaft mit dem Tier nicht mit Vergnügen sahen. Saikmar knirschte mit den Zähnen und schwor: wenn einer so etwas fertigbekommen hatte, dann sollte er es bitter bereuen.

Aber plötzlich wich der ganze Druck von ihm, er stieß einen erleichterten Ruf aus. Da war es! Da kam es über den Horizont! Und, bei allen Göttern, das war nicht nur ein Parradil! Nein, ein ganzes Geschwader von Parradilen! Vier, fünf, acht, elf! Also das war der Grund. Das Parradil hatte sich einsam gefühlt und holte seine Genossen.

Er wartete ab. Die ganze stattliche, imponierende Schar umkreiste mißtrauisch den Turm. Aber ihr Führer stieß herab, landete geschickt auf einer Zinne und winkte seinen Gefährten mit einer seiner Schwingen. Saikmar klopfte dem Tier begeistert den Hals und streichelte den Kopf mit dem großen, schnabelartigen Maul. Dann lud er die ande-

ren winkend ein, ebenfalls zu landen, aber denen war die Sache offenbar noch nicht geheuer.

Es sah so aus, als ob das Königs-Parradil die Schultern zuckte: „Laß sie. Sie werden’s schon begreifen.“ Es sprang mit einem Satz in die Luft, daß der Windstoß Saikmar fast umgeworfen hätte, und stieg zu der kreisenden Schar empor. Er näherte sich einem weiblichen Tier – offenbar seiner Gefährtin. Er krächzte sie an, drückte sie hinab und zwang sie mit seinen Flügelschlägen so tief hinunter, daß Saikmar ihren Kopf tätscheln konnte, wie sie da in der Luft hing. Aber er konnte sie noch nicht dazu bringen, sich auf eine Zinne zu setzen.

„Diese Weiber!“ schien das Königs-Parradil zu sagen. Dann schwang es sich in die Luft und führte sein Geschwader in Richtung Marktplatz, wo es Futter gab.

Saikmar sah ihm mit einem Gefühl von Neid und Bedauern nach. Ja, der hatte es leicht! Er hatte nicht nur seine Artgenossen, sondern auch eine prächtige Gefährtin gefunden, und in kurzer Zeit würde es wieder ebenso viele Parradile geben, wie vor dem Blutbad, das Belfeor unter ihnen angerichtet hatte. Er dagegen ...

Überall hatte er nach Melisma suchen lassen und selbst gesucht, aber nirgends war ihre Spur entdeckt worden. Das war eine Frau, die neben dem Oberhaupt einer großen Stadt bestehen konnte! Nie hatte er eine wie sie getroffen. Und nun war sie verschwunden.

Ja, sie war ebenso geheimnisvoll verschwunden, wie sie im Nest des Parradils im eisigen Norden aufgetaucht war, aber das blieb ein schwacher Trost. War sie überhaupt ein wirkliches Wesen? Oder war sie das Geschöpf eines

freundlichen Gottes und nur ausgesandt, um ihm bei der Beseitigung Belfeors zu helfen?

Da kam ihm eine Idee. Wenn Melisma auch verschwunden war, vergessen würde sie nicht werden.

Er eilte die Treppe hinunter. Als er in den unteren Räumen anlangte, schickte er den ersten Diener, den er fand, mit einem dringenden Auftrag los. Ungeduldig saß er da, bis der Befehl ausgeführt war.

Nach einigen Minuten erschien ein Harfenspieler und verbeugte sich ehrfürchtig. Er fragte:

„Was soll ich singen? Was ist der Wunsch Eurer Ehren?“

„Du sollst gar nicht singen“, sagte Saikmar. „Noch nicht. Du sollst eine neue Ballade schaffen. Sie soll heißen: Die Ballade von Lady Melisma. Ich nenne dir jetzt die Ereignisse, die darin besungen sein müssen. Sie sind seltsam und wunderbar, und deshalb muß auch die Ballade in einer großen und wundervollen Sprache gedichtet sein, die dazu paßt. Verstehst du, was ich meine?“

Der Harfenspieler setzte sich auf seinen roten Samtstuhl.

„Ich höre und gehorche“, sagte er. „Ich will mein Bestes tun.“

„Sie soll mit der Ankunft Belfeors beginnen“, sagte Saikmar. „Er riß die Macht in Carrig an sich und kränkte die Götter. Da entbrannten sie im Zorn, und nun höret, was sie taten ...“

ENDE

Als TERRA-SONDERBAND 83 erscheint:

Der Mann, der ein Roboter war

von Michael Schenck

Von den elektronischen Rechenmaschinen des Jahres 1964 bis zur Herstellung des ersten wirklich und bewußt denkenden Roboters im Jahre 2398 war es ein weiter Weg.

Man nannte diese neuen Roboter „Humanoiden“ und verbesserte sie so lange, bis sie in der Lage waren, sich selbst zu bauen und auch – sich selbst zu vervollkommen!

Die Schwierigkeiten begannen im 29. Jahrhundert, als die Humanoiden – längst klüger geworden als ihre eigentlichen Schöpfer – fast alle führenden Positionen der menschlichen Wirtschaft übernahmen.

Die Humanoiden wollten den Menschen nur dienen, doch Haß war ihr Lohn ...

Und ZZ 99, der Humanoid mit dem höchstentwickeltesten Positronengehirn, mußte sterben, weil er menschlicher war als die Menschen selbst ...

DER MANN, DER EIN ROBOTER WAR ist ein SF-Roman, der den Rahmen des Herkömmlichen sprengt und manch international anerkanntes SF-Werk in den Schatten stellen dürfte.

Dieser neue TERRA-Sonderband ist in Kürze überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel zum üblichen Preis von 1,- DM erhältlich.